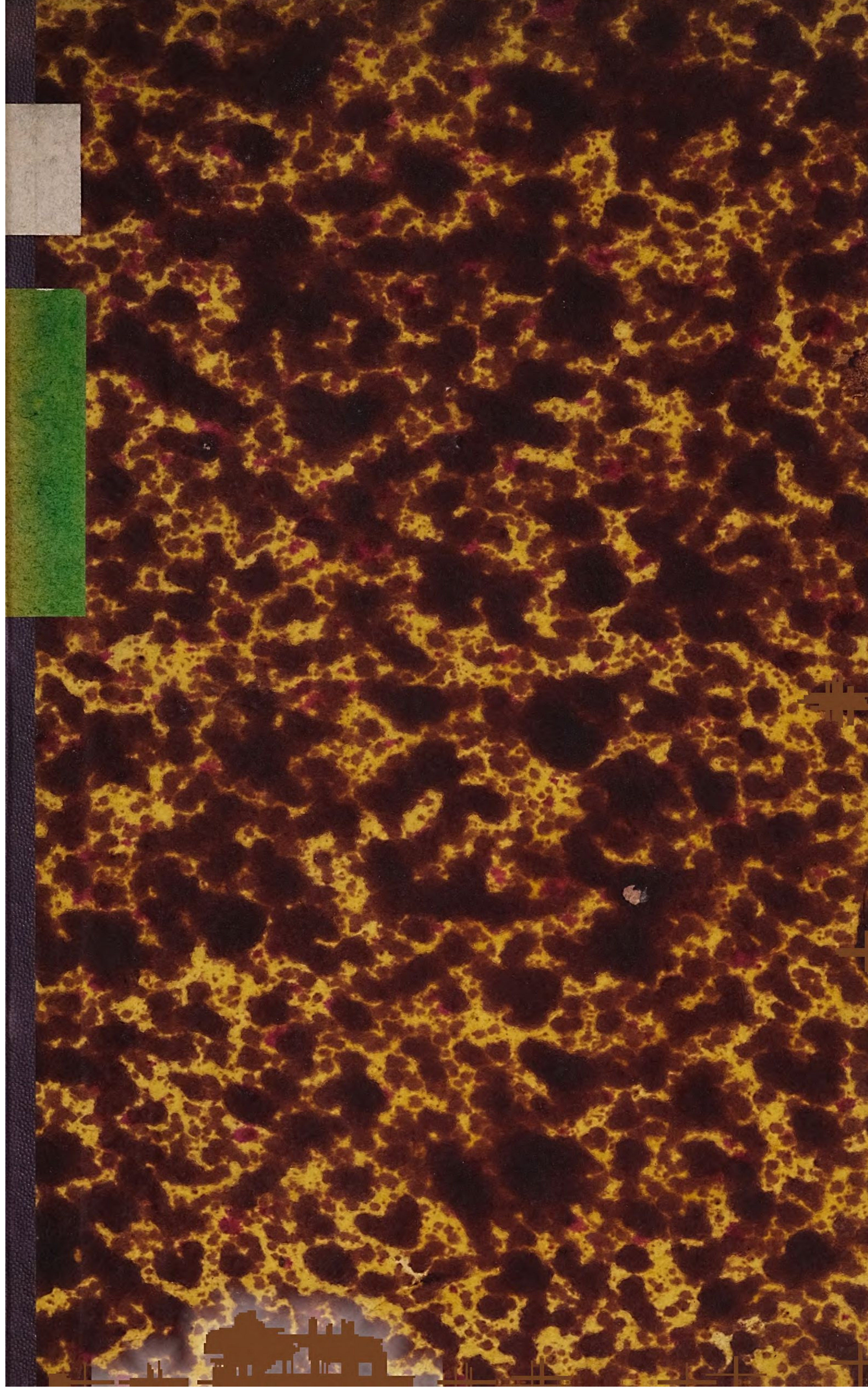




Arch. o. 63^o
4

STUDIEN
ZUR
ÄLTESTEN GESCHICHTE
DER
RHEINLANDE

VON
DR. C. MEHLIS,

k. b. Studienlehrer, Vorstand der anthropologischen Section der Pollichia, auswärtiger Secretär des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande für die Rheinpfalz, Ehrenmitglied des germanischen Museums u. s. w.

VIERTE ABTHEILUNG.
MIT TAFELN UND ZEICHNUNGNN.

LEIPZIG.
Duncker & Humblot.
1879.

STIMULUS

and

1844

ALTESTEN GESCHICHTE

ALTESTEN GESCHICHTE

ALTESTEN GESCHICHTE

ALTESTEN GESCHICHTE

ALTESTEN GESCHICHTE

ALTESTEN GESCHICHTE

ALTESTEN GESCHICHTE

ALTESTEN GESCHICHTE

ALTESTEN GESCHICHTE

ALTESTEN GESCHICHTE

ALTESTEN GESCHICHTE

ALTESTEN GESCHICHTE

ALTESTEN GESCHICHTE

ALTESTEN GESCHICHTE

ALTESTEN GESCHICHTE

ALTESTEN GESCHICHTE

Inhalt.

	Seite.
Einleitung	1
I. Bilder aus der Vorgeschichte der Rheinlande	5
1. Die Jagd	6
2. Der Dreifuss	11
3. Macte Caesar imperator	19
4. Unthfanthai iddan kiano	27
II. Die Inhumation am Mittelrhein mit Tafel I—III	34
III. Ueber die Reihengräber am Mittelrhein	49
IV. Ueber die Zusammensetzung des deutschen Volkes	63
V. Ueber deutsche Schädel	72
VI. Ueber deutsche Ortsnamen	76
VII. Zur Somatologie der bayerischen Jugend	85
VIII. Zu den Dürkheimer und Rodenbacher Funden	90
IX. Neue Gräber am Mittelrhein und ihre historische Bedeutung.	94
X. Ausgrabungen auf der Limburg in der Pfalz mit Zeichnungen	101

Einleitung.

In der Eigenschaft als Vorstand der anthropologischen Section für die Pfalz, welche die Pollichia, der naturwissenschaftliche Verein der Rheinpfalz, für diesen Kreis errichtet hat, und auf den Wunsch mehrerer wissenschaftlicher Freunde, welche ihn gelegentlich der Anthropologenversammlung zu Kiel ersuchten, einen Theil wenigsten seiner ziemlich zerstreuten Arbeiten über prähistorische und anthropologische Objekte zu sammeln, gibt der Unterzeichnete hiermit eine Zusammenstellung grösserer und kleinerer Aufsätze, zum Theil noch ungedruckter, aus genanntem Gebiete.

Dem Inhalte nach betreffen dieselben zum grössten Theile die prähistorischen Verhältnisse der Rheinpfalz, und deshalb glaubte der Verfasser diese Sammelchrift zugleich als IV. Abtheilung seiner „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande“ veröffentlichen zu dürfen. Auch wo ihr Inhalt nicht speziell auf die Rheinlande sich zu beziehen scheint, so bei den Aufsätzen über die Zusammensetzung des deutschen Volkes und über deutsche Ortsnamen, hat der Verfasser immerhin Rücksicht genommen auf parallele Funde in den Rheinlanden, und andererseits möchte deren Aufnahme in diese Schrift dadurch motivirt sein, weil gerade diese Untersuchungen Licht zu verbreiten im Stande sind über manche noch dunkle Punkte der Urgeschichte in den Rheinlanden. Ueberdies besteht ein inniger Zu-

sammenhang der rheinischen Cultur mit der übrigen europäischen, und es gehen die Erinnerungen auch der rheinischen Cultur zum Theil selbst in den fernen Orient zurück. Schon deshalb darf der Zusammenhang des Theiles mit dem Ganzen nicht übersehen werden.

Im Uebrigen verfolgte der Verfasser bei der Herausgabe der folgenden Aufsätze den Plan, dem Gelehrten und dem Laien in verständlicher Weise die Hauptresultate der bisherigen Forschung auf dem Gebiete der ältesten Geschichte der Rheinlande zu geben. Diesen Zweck sollen zuerst die in der „Monatsschrift für die Geschichte und Alterthumskunde Westdeutschlands“ erschienenen „Bilder aus der Vorzeit der Rheinlande“ erfüllen, ferner der Aufsatz über deutsche Schädel. Die folgenden Arbeiten über die Inhumation am Mittelrhein und die Reihengräber am Mittelrhein, sowie über die Ausgrabungen auf der Limburg sollen diese Resultate im Einzelnen ausführen und erhärten. Zur rheinischen Anthropologie und Archäologie gehören ferner die Aufsätze über die somatologische Untersuchung der bayerischen Jugend, über die Dürkheimer und Rodenbacher Funde, sowie über die neu entdeckten Gräber am Mittelrhein.

Das Bestreben des Verfassers bei allen seinen archäologischen Arbeiten, die in dem „Archiv für Anthropologie“, im „Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie“, im „Ausland“ und im „Kosmos“, im „Correspondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine“ und in der „Monatsschrift für die Geschichte und Alterthumskunde Westdeutschlands“ weit zerstreut sind, ist stets dahin gerichtet, auf dem Grunde exakter und objectiver Forschung zugleich den gebildeten Mann und sein Interesse in das Gebiet der Archäologie und Culturgeschichte, der Entwicklung des Menschen und der Völker, des historischen Prozesses in Sitte und Sage, Mythos und Brauch hereinzuziehen. Alle Wissenschaft ist ja tod, die nicht im Volke steht und mit dem Volke geht, und die Dis-

ciplin kann abtreten vom Schauplatz der forschenden Menschheit, die meint, ihre Entdeckungen seien nur wenigen „Unsterblichen“ mitzutheilen, die glaubt, ihre Elaborate einschliessen zu müssen in gewisse Geheimefächer wissenschaftlicher Registraturen. Das ist der Zweck auch dieser culturhistorischen und naturgeschichtlichen Arbeiten, einen möglichst grossen Kreis der gebildeten deutschen Welt aufmerksam zu machen auf die Ideen und Aufgaben der Anthropologie und der Urgeschichte. Und möge man dem Verfasser diese weite Aufgabe bei der Herausgabe seiner Studien nicht zum Vorwurfe machen! --

Im Ganzen bildet jedoch die älteste Geschichte des Rheinthales und dessen Studium den Mittelpunkt, von dem diese Aufsätze sowie die Studien des Verfassers ausgehen und an welchen sie sich eng anschliessen.

Wenn so dem Leser „aus dem Weiteren“ ein zwar mosaikartiges, aber immerhin wahres Bild von dem Fortschreiten der prähistorischen und anthropologischen Disciplin geboten wird, so hat der Verfasser hierbei auch seine spezielle Aufgabe nicht ausser Acht gelassen, den Mitgliedern der Pollichia, des naturwissenschaftlichen Vereines der Rheinpfalz, für die „aus dem Engeren“ in erster Linie diese gesammelten Aufsätze erscheinen, sowie seinen wissenschaftlichen Freunden im Rheinlande Rechenschaft abzulegen über seine Untersuchungen im letzten Jahre innerhalb der Rheinpfalz. Die Kunde von den Grabfunden zu Ramsen, welche Erinnerungen an verschiedene Culturperioden bieten, sowie von den Ausgrabungen auf der Limburg, von denen man eine Erhellung des Dunkels der Ringmauerbewohner hoffen darf, dürfte schon in weitere Kreise gedrungen sein. Hat der Verfasser hierüber schon Andeutungen gegeben in manchen Ausführungen in der dritten Abtheilung seiner „Studien“, so hat er nicht versäumt, auch auf den nächsten Seiten weitere Berichte über diese Untersuchungen anzuknüpfen. Allein die Schwierigkeiten der Ausgrabungen besonders auf der Limburg machten es

ihm vorläufig, nicht möglich schon definitive Resultate den Lesern vorzulegen. Der nächste Sommer bringt hoffentlich diese Ausgrabungen zu Ende.

Und so mögen dieser „Studien“ neue Abtheilung wieder hinausgehen in die rheinischen Lande! Mögen sie den Freunden derselben zeigen, dass der Verfasser im Forschen nach Wahrheit nicht nachgelassen hat, mögen sie den Gegnern solcher Forschungen — und wahrlich, an solchen fehlt es ihnen auch nicht — den Beweis liefern, dass der Verfasser des Vorliegenden wenigstens Mühe und Arbeit nicht scheut, der Wahrheit auf dem Gebiete der Vorgeschichte und Culturgeschichte zum Durchbruch zu verhelfen. Mögen diese Untersuchungen, wie sie beurtheilt werden, sich Nachfolger erwerben, welche gleichfalls die Bebauung des Feldes der Culturgeschichte ab ovo sich zur Lebensaufgabe machen. Auch dann wird der Zweck derselben erreicht werden!

Zum Schlusse ergreift der Verfasser die willkommene Gelegenheit, besten Dank zu sagen seinen Collegen im Ausschusse der Pollichia für die liberale Förderung der Zwecke der anthropologischen Forschung in der Pfalz, der hohen Direction der pfälzischen Bahnen für die freundliche Zusage, das anthropologische Material, das sich in ihrem Rayon finden sollte, der Pollichia zuzuwenden und schliesslich der Liebenswürdigkeit seines Freundes Eugen Stumpf, welcher die Güte hatte, die Tafeln nach Angaben und Vorbildern herzustellen.

Dürkheim a/d. Hart, Dezember 1878.

Der Verfasser.

I.

Bilder aus der Vorzeit der Rheinlande.¹⁾

Die Forschungen der Urgeschichte haben einen solchen Umfang gewonnen, dass es an der Zeit erscheint, einem grösseren Leserkreis davon im Ueberblicke Mittheilung zu machen. Die folgenden Bilder stützen sich auf verschiedene Einzelfunde im Rheinthale und sind zum tieferen Verständniss die Werke von Baer und Hellwald: Der vorgeschichtliche Mensch, Quinet: Die Schöpfung, ausserdem das Archiv für Anthropologie, sowie Lindenschmit's Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit zu benutzen. Die Periodenfrage mit ihrem Streite zwischen den deutschen und nordischen Forschern hat der Verfasser bei Seite zu lassen gesucht. Im Ganzen schliesst er sich hierin der Unterscheidung von Ecker an, der auch Fr. von Hellwald in seiner Culturgeschichte (2. Aufl.) gefolgt ist, jedoch ohne die Priorität der glänzenden Bronze für Schmuckgegenstände bei Seite setzen zu können.

¹⁾ Aus der „Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands“ III. Jahrg. 1877.

1. Die Jagd ¹⁾).

Noch deckt die weite Fläche der Rheinebene die dämmerige Nacht!

Nur drüben am Rande der Isenach, da leuchten die glänzenden Bergspitzen im Vorgefühle der Sonne, deren schimmernde Strahlen die dunkle Kette bald begrüßen werden. Schnee liegt in dem tiefgeschnittenen Thale, Schnee auf den Vorhöhen der vereisten Berge, Schnee auf den Fichten des Strandes.

Der Rand des festen Landes ragt weit hinaus in die Fluthen des mächtig sich dehnenden See's, der nach Norden seine Gewässer entsendet und jetzt Rhein sich nennt. Nichts regt sich in der erstarrten, freudlosen Welt, nur der Nordoststurm fährt hämisch durch den Tannenforst, dass er schauernd seine gekrümmten Aeste einbiegt. Doch sieh, am Strande der rollenden Wogen, wo sich der Ufersand in die Fluthen verläuft, da kauern gebückt unter dem Fichtengezweig lebende Wesen — es sind Menschen.

So gut es der erste Sonnenstrahl erlaubt, sehen wir Gestalten, gehüllt in Pelzwerk, das um die Hüften Sehnenbänder zusammenhalten; das Haupt schützt dräuend der Kopf des Bären, dessen geöffneter Rachen die schiefgeschlitzten Augen, die zurückliegende Stirn, die herabfallenden Haarstränge, die bartlosen Wangen dieser Europäer der Gletscherzeit unterscheiden lässt. In den Händen tragen die Einen lange Stangen aus Tannenholz, die oben lanzenartig aus Bein geschnitzte Spitzen bewehren; die Anderen haben neben sich liegend im starken Hirschhorn stecken die scharfe Steinaxt, deren dunkler Syenit eben in der Sonne Strahlen erglänzt, welche den Schnee ver-

¹⁾ Vgl. hierzu: A. Ecker, Ueber eine menschliche Niederlassung aus der Rennthierzeit im Löss des Rheinthaales, im Archiv f. Anthropologie B. VIII, H. 2; und C. Mehlis, Der Rhein und der Strom der Cultur S. 13.

silbern und die Wellen vergolden. Die dritte Abtheilung hält lange Schnüre mit Steinen am Ende zum Werfen bereit. Und dort in der Lücke, die den Wellen Spielraum gibt, da lehnen unter den überhangenden Waldbäumen aus weichem Fichtenholze gehöhlt kahnartige Fahrzeuge, und in ihnen warten Männer mit Rudern bewehrt des kommenden Zeichens.

Auf was lauern diese Männer der Vorzeit, die im Aeusseren den Lappländern ähneln, hier am schneefreien Busen des Rheinsee's? Gilt es ankommende Feinde zu überraschen, die Lust haben, mit Waffengewalt die eisige Gegend in Besitz zu nehmen? So scheint es. — Der auf dem Hügel dort, der sich durch befehlende Geberde und die Kette aus Hirschhornsprossen um den Hals vor den anderen Männern auszeichnet, er blickt angestrengt über die im Winde leise rauschende Fluth, und jetzt gibt er auf dem Horne ein kurzes Signal, worauf Jeder am Strande Haupt und Waffen duckt unter dem struppigen Gebüsch.

Und horch, es rudert und es rauscht! Spähenden Blickes schauen die nordischen Männer hinaus in die bewegte Fluth! Und sieh, kommt hier ein schwimmender Wald mit unzähligen Zweigen und Aesten auf den Wellen der Gewässer? Nein, die Strömung würde ihn abwärts, nicht westwärts steuern! Und horch das Schnauben und Stossen! Es müssen lebende Wesen sein, die in ungezählten Schaaren sich dem Strande nahen! Und jetzt sind sie in Sichtweite! Man sieht Augen leuchten und unterscheidet mächtige Schaufelgeweihe, die über dem Haupte auf der Wasserfläche ruhen. Es sind die Renthier, die von Osten, den jetzt tief bedeckt der eisige Firn, herziehen über den Strom auf dem jährlichen Weg nach den wärmeren Zonen des südlicheren Landes an der Seine und der Loire! Dort suchen sie schneefreieres Moos und Geflecht, das bis jetzt ihnen die Flächen an der Elbe und Weichsel boten. Und hergeeilt sind von allen Seiten die Jäger, hier an der Schmalstelle des

Rheinsee's die nichtsahnende Heerde zu überfallen und mit den Leibern der Thiere sich des mühsamen Daseins Bedingung auf weitere Monden zu erkaufen!

Zum zweitenmal erschallt ein kurzes Signal; schon stehen die vordersten der Ren erschöpft und schnaubend am ersehnten Strande, da ertönt plötzlich ein schriller markerschütternder Schrei, die Männer erheben sich jählings aus dem Gebüsche, es blinken im Morgenlichte die scharfen Aexte und Lanzen, und auf die Beute stürzen sich die mordgierigen Jäger. Bald beginnt ein verzweifelter Kampf mit den im Wasser und in den Binsen des Wehrens unfähigen Thieren.

Die Jäger, angelangt an den vordersten Reihen, durchschneiden mit geübtem Messer den lautaufschreienden, wuthschäumenden Thieren die Kehle, die blutbeströmt sich aufbäumen und die Flucht ergreifen wollen! Doch wohin? Rings kein Ausweg. Am Strande die blinkenden Waffen, zur Rechten und zur Linken die Seitenbuchten des Vorsprungs absperrend die lauernden Kähne und hinter ihnen die nachdrängenden Wander-genossen, in derem vielästigem Geweih sich die in Todesangst erbebenden Thiere zum Unheil der folgenden verwickeln. Die Masse treibt selbst stets neue Opfer dem Messer in die Schneide. Ein Drängen und Bäumen, ein Spritzen und Schäumen in den verwirrten Schaaren und auf den erröthenden Wellen! Und mitten darin zwischen den ächzenden Gestalten, den blöckenden Jungen des Renthierjägers rohe, mordleczende Faust! Und Stoss auf Stoss, und Hieb auf Hieb erfolgt auf die wehrlose Herde, die verblutend den letzten Morgen sieht! Und horch, war das nicht ein Todesruf aus menschlichem Munde? Des Lärmens Tosen begräbt ihn. Und links und rechts kommen jetzt die Einbäume, bestetzt mit jugendlichen Gestalten, die Stränge auswerfen nach den irrenden Jungen und den verschonten Schmalthieren, sie ans Land zu ziehen, dort zu koppeln und aufzusparen auf des Winters Nöthen.

Allmählig beruhigt sich die rothgefärbte Fluth, auf der die Leichen, zuckend und zitternd, Hunderte von Renthieren treiben! Die Hauptschaar hat sich endlich dem jenseitigen Ufer der Bucht zugewandt, wo eine Reihe von Kalkfelsen¹⁾, steil in die schäumende Fluth sich abstürzt. Dort ist die Passage frei durch das nebelbedeckte Thal zum Zuge nach den Weiden an der Mosel und der Maas.

Die frohlockenden Jäger, mit Blut bespritzt Hand und Gewand, sind vom Ufer und von Einbäumen aus hemüht, die Beute des Morgens am Ufer zu landen. Dort hebt sich jetzt am Strande ein Berg von Leibern! Und plötzlich erscheinen aus dem Dunkel des Waldes neue Gestalten! Doch ohne Waffen; um den Hals grünschimmernde Perlen, auf den Armen kieniges Holz. Nur die Figuren sind kleiner, sonst unterscheiden sie sich weder in Mienen noch im Gewande von den übrigen. Es sind die Frauen dieser Jäger der Vorzeit, denen jetzt triumphirender Geberde und lauttönenden Wortes die Siegesbeute gezeigt wird. Nun beginnt der zweite Akt der Scene aus der Vorzeit, des Kampfes ums Dasein.

Mit scharfschneidigem Steinmesser wird waidgerecht von den Männern des Renthiers Fell vom Fleische getrennt. Der starke Pelz gibt die wärmende Kleidung, die Schaufeln liefern Stiele für Aexte und Messer, die Sprossen Pfriemen und Bohrer. Die Frauen zünden in rascher Bewegung zweier Quirlhölzer die rauchende Flamme an. Von Baum zu Baum schwingen die Knaben die festen Sehnen, an denen die saftigen Lendenstücke zum Dörren aufgehangen werden. Dort graben Andere Erdlöcher und braten unter heissen Steinen das süsse Fett. Ueberall lustiges Leben und lachender Jubel.

Der mit dem seltenen Bogen auf dem Rücken, dem der buntgesteinte Köcher die Seite schmückt, zählt an den Fingern die

¹⁾ Gedacht ist an Michelsberg und Spielberg bei Dürkheim.

Beute des Tages und dort am Stamme des halbgehöhlten Canoe's lehnt der Horde Gebieter, ernst die frohe Scene überblickend. Fast ist die Arbeit des Morgens gethan, schon ordnen sich die Paare zum frohen Reigen zum Lobe des glänzenden Sonnen- gestirnes, schon stampfen die Ruder im Takt auf dem geplät- teten Boden, da ein schriller Jammerton! — Ein Weib stürzt schluchzend dem Häuptling zu Füßen, verzweiflungsvoll nach dem Strande deutend. Die Horde verlässt wild rufend die Stelle und drängt nach dem Ufer zur Seite. Da liegt, soeben von den treuen Hunden gelandet, die Leiche eines bleichen Mannes, mit klaffender Wunde am weiten Hinterhaupte, in der Hand noch trotzig die glitzernde Waffe! Ist er im Kampfe mit dem Ren, zerschlagen von den wüthenden Thieren im Strome ertrunken, oder etwa gar hat ihm des Nachbarn tückischer Hammerschlag ungesehen von hinten das Haupt zertrümmert? Das war der Todesschrei von vorhin. Jammernd wirft sich das Weib auf den Todten, Rache und Sühne fordernd. Schweigend stehen die Jäger umher, schweigend und finster besieht der greise Häupt- ling die Todeswunde, prüfend blickt er die stummen Gesichter des Volkes rings an. Stört schon des Mordes rohe Faust des Stammes kaum gefügte Einheit? Wer soll den Kain entdecken, wer die Sühne zahlen? — Die Blicke der Frauen sind gesenkt, kein Laut entkommt den bleichen Lippen der Männer!

Düsterem Befehle folgend, sind bald die nächsten Bäume zur Bahre gefügt, der todte Mann, bedeckt mit Pelzwerk, wird hinaufgelegt und in langsamem Schritte, unter lautem Klagen der Weiber, geht der Leichenzug an den Hang der Steinberge dort im Westen. Im lockeren Gras ist hier bald eine Höhle gegraben; in gekrümmter Lage, wie im Mutter schoose, legt man den stillen Mann in's steinigte Grab. Und rings wird ihm beigegeben die Axt mit dem Steinbeil, das er nimmer schwingt, die scharfen Pfeile, die er nimmer sendet, das mächtige Gefäss voll Milch, das er nimmer leert, des Rens saftige Lende, die er

nimmer zehrt! Doch wozu diese Gaben, wozu der gewaltige Stein, der jetzt die Grabkammer schliesst, warum die Mienen der Genossen, die sich mählig hellen? Er erhält die Waffen mit ins Grab, damit er auch im Jenseits das Renthier und den Riesenhirsch jagen kann, das Fleisch und die Milch, damit er in jenen Gefilden den ersten Hunger und Durst stille, und der Grabstein schliesst den Todten ein, dass nicht die Hyäne oder die Wildkatze versuche, das Mal zu verletzen, dass das künftige Geschlecht sich erinnere des vergangenen! —

Es sind im Keime die Gedanken der Fortdaner des Einzelnen und des Geschlechtes, die dieses Begräbniss andeutet, es sind die Ideen der Unsterblichkeit und der Geschichte, deren Geschöpfe sich erinnernd folgen, welche bereits der Seele dieser Renthierjäger eine bessere Zukunft des Menschengeschlechtes ahnungsvoll verkünden!

2. Der Dreifuss.¹⁾

Jahrtausende sind seit der Renthierjagd verstrichen! Die Gletscher, die früher ins Rheinthal bis weit in den Strom hinab, bis ins Münster- und ins Murgthal reichten, haben sich langsam in die Hochthäler zurückgezogen; die Erde ist erwärmt an den Strahlen der Sonne! Die Moose und Algen weichen zurück in die Hochalpen, der Boden schmückt sich mit Eichen und Buchen! Die Renthier, nicht mehr im Bereiche ihrer Nahrung, gequält von den Mosquitoschwärmen, die sich zu Milliarden aus den vielen Sümpfen erheben, fliehen nach Norden. Sie suchen am Eismeer jenes Klima auf, das ihnen Frankreich und Deutschland nicht mehr bieten können! Die Renthierjäger

¹⁾ Vgl. Lindenschmit, Alterthümer unserer heidn. Vorzeit B. II, H 2, Taf. 1 u. 2; dann Diefenbach, Origenes Europaeae S. 124—186 über die Kelten und C. Mehlis, Der Rhein und der Strom der Cultur S. 14—21.

brechen ihrer Beute zu Liebe nach dem Norden auf oder gehen, den neuen Wärmeverhältnissen nicht angepasst, allmählig zu Grunde: ihre wenigen Schädel an der Loire und am Rheine zeugen noch von ihrer Existenz!

So sehen wir eine neue Erde, und neue Menschen sehen wir in Europa im Lichte der Sonne entstehen!

Von Osten über das Hercynische Waldgebirge drangen im siebenten oder sechsten Jahrhundert v. Chr. die ersten Arier ein, die sich Kelten oder Weisse nannten. Am Maine stiegen sie Sonne und Weide suchend hernieder, mit sich führend die zottigen, behenden Pferde der Steppe, die grossgehörnten, kleinen, ausdauernden Rinder, und schon verstanden sie mit der seltenen, erhandelten Bronze die Arme und die Brust zu schmücken und mit dem selbst bereiteten Eisen den Lanzenschaft kampffähiger zu machen. Die Geschirre bestehen nicht mehr aus rohen Lehm-massen, schon ziert den Krug und die Schüssel Henkel und Schnauze, und rings schmückt die gerundete Höhlung Linienornament und buntes Farbenspiel.

Die Wälder werden gelichtet am Rande, die früheren wenigen Bewohner iberischen oder baskischen Stammes wandern nach Westen; das Samenkorn wird an offenen Stellen, wo der Urwald niedergebrannt, hoffnungsvoll in die Tiefe gesandt. Am Abhang des Baches, wo der Wald den Hirsch und den Bären, die Fluth den Salm und den Hecht bietet, erheben sich runde, schilfgedeckte Blockhäuser, geziert mit leuchtenden Farben, die, in Reihe und Glied geordnet, den Anfang zu einer Stadt bilden. Am Berge hoch oben erhebt sich schützend der Wall der Festung, die, vertheidigt von den letzten Urbewohnern, endlich dem Keltenstamm der Mediomatriker fiel in die Hände. Hinter ihrem Steinwalle, den spitze Palissaden krönen, birgt sich in Kriegsnöthen die flüchtende Schaar; sie gibt Herden und Kindern, Frauen und Greisen Schutz, während draussen am Hange tobt die männermordende Feldschlacht!

Jetzt hier im Thale der Isenach das Bild des Friedens! Lachend blickt der blaue Himmel herab auf die schneefreien Auen, auf den blitzenden See, dessen Ufer im Süden eine Reihe von häusergleichen Gebäuden umsäumen.

Auf dem Heidenfelde ¹⁾, geschützt von dem noch manchmal hochfluthenden Rheine, der aber schon in der Ferne seine grollenden Wogen rollt, da breitet sich weitgedehnt der Wohnplatz des Keltenvolkes im Isenachgaue aus. Rings schützt ein breiter Wassergraben, an dessen inneren Seite hohe Palissaden stehen, das grosse Quadrat, welches die gedehnten Häuserreihen einnehmen. Der Grund, aus Bruchsteinen erbaut, erhebt sich über den Boden; blockartig gefügt ist das Gebälk, welches fensterartige Oeffnungen, die zugleich der Neugierde und dem Rauche als Abzug dienen, regelmässig unterbrechen. Hinter jeder Hütte ist eine verzaunte Hürde angebracht, welche bestimmt ist, Nachts der Rinder glatte Schaaren aufzunehmen. Und nun die Bewohner der Keltenstadt!

Die Männer, kräftige Gestalten mit zierlich gedrehtem Schnurrbarte und langem braunem Haupthaare! Die Vornehmen gewaffnet mit bronzenem Helm und geperltem Lederpanzer, zur Seite das glänzende, doppelschneidige Schwert, im Gurte den blitzenden Dolch mit silberbeschlagenem und mit Bernstein verziertem Griffe! Die geringeren Leute nur mit der blinkenden Streitaxt gewaffnet, dem blanken Kelte, an der Seite den eisengespitzten Speer! Doch alle tragen an den Gelenken der Arme und Beine verzierte Ringe! So ziehen sie dahin im lebhaften Gespräche der Mitte der Stadt zu, woher Tubalärm und Stimmengemurmel erschallt.

Hier siehst du auch die Frauen der Mediomatriker im

¹⁾ Dort wurde der Dürkheimer Dreifuss mit Gold- und Bernstein schmuck gefunden, wie auch sonst mehrfach Bronzen und Steinwaffen; vgl. C. Mehlis, Studien Abth. III, S. 42 ff.

schmucken Festeskleide! Das faltige, langschleppende, linnene Gewand, das die flinke Hand selbst spann und wob, überdeckt bis unter die Hüfte reichend ein roth oder blau schimmernder, im fernen Süden erzeugter Mantel. Bei älteren Frauen hält dies Pallium an der Brust die goldglänzende, schlangen- und bogenartige Spange zusammen; der Jüngeren schlanke Gestalt lässt der lose flatternde Mantel, den am Oberarm die blitzende Fibel schliesst, leichter errathen. Das üppige Haar hält ein Knoten zusammen mit zierlicher Nadel, deren eingelegter, reich verzierter Knopf ebenfalls auf fremde, auf etruskische Arbeit hindeutet¹⁾.

Der Frauen weiter Kranz umsteht im lebhaften Gespräche eine Arena, in deren Mitte sich jetzt die Helden mit der schnellen Zunge und den prunkenden Waffen gesammelt haben. Und welches Schauspiel lenkt heute den Ackerer vom steinernen Pfluge, den Töpfer von der Drehscheibe, den Schmied vom Ambos und der Gussform, Krieger den von der Wacht am Rheine hierher in die Mitte des Clans an der Isenach? — Die Mienen verrathen geschwätziges Trauer! Und sieh, in der Mitte des Platzes, da hebt sich gethürmt aus dem kostbaren Holze der Ceder ein Holzstoss, da stehen in weissen Gewändern, den Mistelzweig in den beringten Händen, Priester und Priesterinnen! Hoch oben auf dem Kranze des Scheiterhaufens liegt vom Erzschilder bedeckt, gebettet in Purpurgewänder, eine Leichengestalt, die eben im Flammentod vergehen soll. Und die Häuptlinge rings vom Strande der Isa (= Eis) und der Glana (= Glan, der Obringa (= Pfrimm) und der Alsentia (= Alsenz) sind versammelt zum Todesfeste des Stammkönigs²⁾! Und zur

¹⁾ Zu dieser Schilderung vgl. Diefenbach 1. c. S. 168—171; ausserdem vgl. Lindenschmit a. a. O. B. I, H. 4, Taf. 2, 3, 4; H. 11.; Taf. 1; B. II, H. 2, Taf. 1 u. 2; H. 3, Taf. 4 u. 5; H. 4, Taf. 2; H. 5, Taf. 1 u. 2; B. III, H. 1, Taf. 1—3

²⁾ Ueber die Funera bei den Galliern vgl. Caesar, de b. g. VI, 19 u. Origines Europaeae S. 183.

Seite, da stehen in Fesseln Gefangene im blonden Gelock, zähneknirschend dem Augenblick entgegensehend, wo sie unter dem Steinbeile der Druiden dem Todten zum Gedächtniss und zum Geleite fallen sollen! Es sind germanische Gefangene, edle Krieger, hoch an Gestalt und kühn an Blick! Auf der letzten Streife gegen wandernde Schaaren, die aus dem Norden herniederstiegen und sich Teutonen nennen, dort drüben am Rheine bei Borbetomagus (= Worms) fielen sie in die Hände der Mediomatriker! — Und dort zur Rechten, da steht glänzend wie Gold auf marmorner Platte ein herrliches Kunstwerk aus etrusischem Erze! Es ist ein Dreifuss, dessen Tragstäbe auf Pantherfüssen ruhen, welche Frösche in den Klauen halten. Der Bogen Wölbungen sind reich verziert mit Spiralornamenten, die in Eicheln und Palmetten auslaufen. Oberhalb der Bogen sind Gruppen von Panthern angebracht, welche Stiere und Hirschkalber verzehren. Ein Prachtstück etruscher Arbeit, wie viele Herdenstücke und Salzfuhrn mochten dafür nach dem Süden gewandert sein! Und über dem ehernen Dreifuss die gehenkelte Amphora, in welcher der köstliche Weihrauch eben dampfend erglöh! Lusternen Blickes betrachtet das kostbare Werk der Oberpriester, der, die Wachsfackel in der Hand, am Kohlenfeuer die Flamme entzündet und dann den Feuerbringer hineinschleudert in den Scheiterhaufen, den leichtentzündliche Stoffe umgeben. Gierig leckt schnell die züngelnde Flamme an den gewaltigen Scheitern, und hoch auf flackert die Gluth. Das edle Ross, das nebenan den Boden mit dem silberbeschlagenen Hufe schürft, stösst Jammertöne aus; ist es die letzte Erinnerung an den Gebieter oder die Ahnung des Todes, den ihn im letzten Augenblicke das nach Blut lüsterne Beil des Druiden bringen wird?

Lasst uns den Blick abwenden von der Schauerscene, die sich am glühenden Scheiterhaufen abspielt, wo zum Geleite des todten Herrschers jetzt die Gefangenen und Diener des Königs unter dem rauchenden Beile zu Ehren des zum Todesreich wan-

dernden Fürsten fallen! Ein Wehegeheul aus dem Munde der umstehenden Erauen, das tönende Schlagen der Speere an die Schilde sucht den Jammer der Schreckensscene zu übertäuben!

Und jetzt kaum ist die Asche des Todten in der Erzkanne gesammelt, kaum sind die Todesrufe der Opfer verklungen, und der Dreifuss und der goldene Stirnreif und die Ringe und Spangen, die zur Schau auslagen, wieder in feierlichem Zuge zurückgebracht in die Schatzkammer des Königs dort neben der Arena —, da lässt sich das in Trauer und Freude gleich ausschweifende Keltenvolk an den Tischen und Sitzen nieder, mit dem Todtenmahle das Gedächtniss des Heerkönigs zu feiern.

Dort wird am wirbelnden Speer der riesige Hirsch gebraten, mit seinen fetten Lenden den Hunger zu stillen, dort rollen Knechte mächtige Gefässe einher, deren süsser Meth die trunkene Schaar bald den Trauertag vergessen macht. Und hier auf erhöhter Estrade, da schmausen die Edlen und Priester vom weissen Fasan des Südens, da wird der goldene Pokal gefüllt mit dem Feuerwein Italiens, den südliche Händler gegen das stattliche Rind und das gewürzige Wachs hieher an den Rhein gebracht haben. Bis in das Dunkel dauert das Gelage am Markte! Wohl sprengen durch die halbhellen Strassen der Stadt schnellfüssige Reiter mit verhängtem Zügel an den Platz und bringen gefährliche Meldung den Häuptlingen: „flüchtende Volkshaufen verkündeten das Nahen der Teutonen, die ihre gefangenen Landsleute retten oder rächen wollten; schon rauchten rings die Dörfer von der Fackel der ergrimten Fremden.“ Doch was kümmert dies Mene Tekel die vom süssen Weine trunkenen Ritter und Edlen? Nach uns das Verderben! — Man lacht der Späher Furcht und ruft nach stärkerem Tranke!

Es zieht finster die Nacht so herauf! Das niedere Volk liegt betäubt vom süssen Methe am Markte; sie sind der Sinne nicht mehr mächtig! Selbst die Wächter an den Thoren nicken, an die Pferde gelehnt, in süsser Ruhe; auch sie haben heute den

Tag gefeiert mit dem Leeren des Bechers. Ueberall Dunkel, nur an der Estrade, da flackert die Fackel, da klingen noch die Pokale und ertönt wüster Lärm. „Wer soll König sein?“ ruft es her von der mit leeren und halbvollen Kannen bedeckten Tafel, schon entsteht neidischer Zank und schon blitzen die Klingen, das Recht auf den Thron zu entscheiden! — Zur Seite drängen sich die Priester, die bisher angewohnt haben, hier soll die Schwertklinge nicht das Opfermesser entscheiden!

Und plötzlich ertönen wilde Angstrufe, lautes Jammergeschrei überschallt den wüsten Lärm um die Nachfolge; an den Wällen rufen zu spät Signale zu den Waffen! Schon erdröhnen vom Hufe wildschnaubender Rosse die todten Strassen, schon erweckt der schreckliche Kriegsruf der eingebrochenen Teutonen die schlaftrunkenen Schaaren an Thor und Markt. Doch zu spät, schon leuchtet die Lohe über den entflammten Dächern der Stadt, schon bricht die letzte Stunde herein der Stadt auf dem Heidenfelde.

Wer von den Einwohnern entrinnt dem scharfen Schwerte der helmbuschschüttelnden teutonischen Reiter, der sucht zu entfliehen zu der Wallburg sicheren Höhen. Doch sieh, plötzlich leuchtet die flackernde Lohe hernieder vom Berge den Germanen in der Stadt zum Signale, dass oben die Wächter bewältigt und die Schutzmauern der Glanbewohner verloren. Der Brand der Palissaden zeigt ihnen den Weg in das Dickicht des Vogesenwaldes hin zur Saar und zur Mosel, dort den Stammesbrüdern zu melden den Untergang der Keltenherrschaft im Thale des Rheines¹⁾!

Und dort am Scheiterhaufen, wie schliesst das Drama? Die

¹⁾ Dass Cimbern und Teutonen in ganz Gallien eine Revolution hervorriefen, bezeugen die Stellen bei Caesar, de b. g. I, 33; II, 4. Dass sie speziell am Rheine hausten, bezeugt Tacitus, Germanie c. 37. Ueber die Züge der Cimbern und Teutonen hat der Verf. bereits ausführliche Darstellung gegeben in der Zeitschrift „Ausland“, 1877.

streitenden Häuptlinge erweckt vom Zanke das Kriegsgeheul der Teutonen und der Wiederschein der lodernden Flammen! Schon sind die feindlichen Schaaren am Markte, da umgürten sich die Keltenhäuptlinge mit dem Schwerte und ergreifen das Streitbeil. Doch zu spät! Vereinzelt erliegen sie, heldenmüthig kämpfend, den Streichen der nordischen Barbaren! — Rings bald nur einfallendes Gebälk, stöhnendes Röcheln, Leichen und Flammen! — Doch sieh, im Dunkel der Nacht, wer huscht dort vorbei mit zwei angetriebenen, schwerbeladenen Rossen? Sind es Freunde oder Feinde? — Den Königssohn zu retten, mit ihm die kostbaren Schätze, Diadem, Goldspangen und edles Erz, den Dreifuss und die ehernen Schaalen, war der Oberpriester in des Königs Halle geeilt und hatte rasch das Kind und das Gut der Schnelle der besten spanischen Renner anvertraut. Schon war er an der einstürzenden Arena, da sieht das Rossepaar das Falkenauge eines teutonischen Häuptlings. Der Germane hatte schon längst den Mörder seines gefangenen Bruders gesucht, den Priester, der ihm bekannt war als Gesandter bei der Verhandlung über freiwilligen Durchzug der Teutonen durch's Land der Mediomatriker.

Er sprengt heran und erkennt den eilenden, erbleichenden Mörder seines Bruders, und schon hat ihm der sausende Speer die Schläfe durchbohrt, dass er todt vom Pferde sinkt! — Da ein Krach, des Teutonen Pferd scheut zurück; die Estrade, halbverbrannt, stürzt schmetternd in die Tiefe und begräbt unter ihren Trümmern den Priester und den Knaben, die Schätze und die Rosse ¹⁾!

Der Morgen sah nieder auf die verlassene Stätte; schwer

¹⁾ Die Fundumstände des Dürkheimer Dreifusses, die der Verf. genau erkundet hat, bestätigen, dass Stirnreif, Goldringe und Dreifuss in einer eichenen Truhe beisammen liegend gefunden wurden auf dem Heidenfelde bei Dürkheim. Der Fund befindet sich im Museum zu Speyer. Näheres wird in diesen Blättern bald mitgetheilt werden.

liegt der Rauch auf den Trümmern der Keltenstadt! — Und in der Ferpe dem Rheine zu der wirbelnde Staub, er kündet die schnellen Teutonen, die mit dem Raube der Nacht, den Herden und den Gefangenen, den Waffen und dem Schmucke auf der freien Fahrt sind nach dem Süden — dem Lande Italia zu. Dort an der Rhone warten die Brüder auf sie, die Cimbern, und dann soll die Losung heissen:

„Wer herrscht in Roma; Römer oder Germane?“

3. Macte Caesar Imperator!

Und wieder hat sich Zeit und Gegend geändert! Ein halbes Jahrtausend ist verflossen seit dem Untergange der Keltenstadt auf dem Heidenfelde! Ein halbes Jahrtausend liegt bereits der etrusische Dreifuss unter Erde und Schutt vergraben! Seitdem hat das Land am Mittelrhein nach dem verwüstenden Durchzug der Cimbern und Teutonen den Einfall der Vangionen und Nemetes gesehen, die unter Ariovistus einst siegreich von jenseits der Berge über den Rhein herüberkamen, die fruchtbaren Gaue zu besetzen. Und zuletzt mussten sie froh sein, als der listige Cäsar droben bei Thann am Vogesenabhange ihren Herzog und seine Pläne niederschlug, hier, geschützt von der Vogesen Wälder, ein unbeachtetes Dasein zu fristen. Seitdem war hier her im Prunke des Herrschers Kaiser Augustus gekommen, hatte das Land am Rhein in eine Grenzprovinz Germania verwandelt, und römische Sprache römische Sitten, römisches Recht waren allmählig im Laufe der Jahrhunderte mit den Kaufleuten und den Kriegern aus dem Süden eingewandert. Gegen Mitte des 3. Jahrhunderts waren Land und Leute bereits romanisirt.

Dort im Südosten schimmern die Dächer der umfangreichen Römercolonie herüber, die einst der Nemetes Herrschersitz war und jetzt den stolzen Namen Colonia Nemetum trägt. Die hochragende Säulenhalle dankt der Göttin Diana den Namen, und in

der Zinnenburg residirt der Präfekt mit der IV. Legion Flavia.¹⁾ Dort führte die abgebrochene Schiffbrücke bei Alta ripa über den Rhein in das Alemannenland, das sich dehnt am Rheine entlang, soweit das Auge reicht, von den Höhen des Taunus bis zu den Spitzen der silva Macriana, des Schwarzwaldes; noch stehen steinern die Pfeiler, wartend der neuen Bohlen aus Wälschland²⁾! Und dort im Norden da tauchen gleichfalls Zinnen und Mauerkronen über den Horizont! Das ist die alte Vangionenstadt, jetzt Borbetomagus wieder, das Haupt des Wonnegaues, caput Vangionum. Und von ihr grüsst dich der Tempel der Frau Venus mit dem stolzen Triglyphenbaue. Beide Städte verbindend, führt durch die Ebene die grosse Heerstrasse — via militaris — nach Süden gen Augusta Rauracorum, dem heutigen Augst bei Basel, nach Norden Mogontiacum, dem goldenen Mainz zu, wo der Statthalter am Rheine für den Kaiser wacht. Und rings die Landschaft um dich! Die Wälder sind verschwunden, die Sümpfe sind getrocknet, der Himmel ist blauer geworden, die Luft erscheint milder! Da drüben am jenseitigen, nördlichen Ufer der Isa, da heben sich steinerne Häuser unter schattenden Kastanien, da ragt am Berge der starke Wachtthurm, (= Vigilienthurm), da grüsst dich an jenem Hügel gegenüber hart am Flusse der säulengetragene Tempel des Mercur! Und die Fluren, sie sind zwar nicht alle bebaut, doch gedeihen an sonnigen Plätzen herrlich der glänzende Mais und der strotzende Waizen, dort schimmernder Rebs und hier die dunkle Traube des Südens, nur kleiner gefügtunter kälterem Sonnenstrahl!

Es ist ein römischer Vicus, der an die Stelle der alten Keltenstadt getreten ist und jetzt ruhig im Abendlichte, geschützt

¹⁾ Ueber Speyer = Nemetes vgl. C. Weiss, Geschichte der Stadt Speyer, S. 4 - 9; die bayerische Pfalz unter den Römern S. 46 120; Brambach, Cod. inscript. Rhenan. No. 1796—1805.

²⁾ Ueber Alta ripa vgl. die bayerische Pfalz unter den Römern S. 49; im Sommer 1875 sah man noch die steinernen Brückenpfeiler im Rhein stehen.

von Burg und Wall, vor uns liegt. Zwar wie die seltenen Bewohner, die verlassenen Häuser, deren Dachplatten theilweise zusammengestürzt sind, beweisen, ist es nicht mehr das wohlbevölkerte Landstädtchen, in dessen Villa einst Kaiser Constantin mit seiner Tochter Helena herniedersah auf die üppigen Rheinfluren, auf die Hunderte von Ortschaften, die von Bauconica (= Oppenheim) bis Vicus Julius (= Landau) das Gelände des Rheines, der gewaltigen Römergrenze, schmückten!

Doch waren unter ihm und seinem Vater Constantius Chlorus die Alemannen so gedemüthigt, dass der erste Christ auf dem Cäsarenthrone die gefangenen Germanenkönige zu Rom in der Rennbahn den wilden Thieren vorwerfen liess, so kam bald nach seinem Tode, fern zu Byzanz, der Tag der Rache über diese Gefilde!

Der blitzäugige Alemanne und der listige Franke, sie brachen herein mit Feuer und Schwert in die Rheingau und schlugen des Constantius Gegenkaiser, den Franken Magnentius, der die Rheingrenze schirmen wollte, und verwüsteten von Basel bis Nymwegen das ganze Land. Von der ganzen Römerherrlichkeit am Rheine stand damals nur zu Köln ein Thurm trauernd übrig!

Hier am Isenachstrande war, was sich nicht barg hinter dem schützenden Ringwalle, alles der mordenden Faust der Neckargermanen erlegen! Die Tempel und Häusser in Trümmer, die Felder zerstampft, die Städte verlassen, so fand des Kaisers Constantius Neffe, des grossen Constantin Tochtermann, der Cäsar Flavius Claudius Julianus, den die Geschichte mit dem Titel Apostata, „der Abtrünnige“, brandmarkt, die rheinischen Lande. Doch wie der Blitzstrahl die wilden Wolken bändigt, so des Cäsar Genie den raubenden Alemannen und den mordenden Franken. Drei energische Feldzüge wiesen die Beuteschaaren jenseits des Rheines zurück; die Bewohner kehrten wieder aus den Waldverstecken, die Mauern erhoben sich von Neuem, die Saaten ergrüntem frisch; es ist noch einmal — zum letztenmale

auf Jahrhunderte — Frieden im Lande! So sah der Sommer des Jahres 359 die Fluren blühen, und der jugendliche Imperator stand zum vierten Male bereit, die Früchte seiner Thaten zu schirmen¹⁾.

Und die Nacht zog herauf! Am Feuerberg, der Fortsetzung des Heidenfeldes, am südlichen Strande der Isenach, erhebt sich ein Meer von Wachtfeuern, weithin glänzend. Die mächtigen Lagerfeuer und die Wallmauern sind das Werk der römischen Legionen, die heute auf der Mainzerstrasse über Alteja (= Alzey) an den Isenachstrand gerückt sind. Von hier aus sollen sie, ungesehen von den Alemannen, die vom Main bis an den Neckar und die Pfalz den Rheinstrand decken, an das Gestade des Rheines nach Alta ripa ziehen und auf schnell geschlagener Schiffbrücke in König Hortars Länder am Neckar gelangen. Wie jubelten heute die germanischen Hilfsschaaren, der aufgebotene Landsturm, an der alarum statio -- dem heutigen Ellerstadt --, als gegen Abend der grosse Imperator, des grossen Constantius Chlorus Enkel, vom Siegeszuge gegen die räuberischen Franken im Vangionengau angelangt war, um die beute gierigen Alemannen und ihre trotzigen Könige im eigenen Lande zu züchtigen.

Vom Gebirge zu erhebt sich im Lager neben zwei vier-eckigen Thürmen die porta decumana hinter breitem Graben und ragendem Palissadenbau. Hohe Gestalten mit blondem Haar und blauendem Auge, aber mit römischem Pilum und dem spanischen Schwert halten am Thore Wacht; es ist der Vangionen Aufgebot, welches heute den Ehrendienst bei dem Cäsar beehrt hat. Doch die via principalis und die via quintana, die beiden Hauptstrassen des Lagerviereckes, sind heute leer von

¹⁾ Ueber das Folgende vgl. Ammianus Marcellinus XVIII, 2, 8–15; A. Mäcke, Fl. Cl. Julianus, Abth. I, S. 36–38 u. Abth. II. a. m. St.; ausserdem wurden benutzt: Rich, Illustr. Wörterbuch der römischen Alterthümer u. C. Mehlis, Studien I–III.

gewohntem Landsknechtslärm. Wo sind die eisengekleideten Gestalten der Gardereiter, wo die kretischen Bogenschützen mit ihrem Lederpanzer, wo die stolzen Gestalten der mit ihren Phaleren, den römischen Ordenszeichen, geschmückten Obersten und Hauptleute, wo die bunten Fähnlein der Manipeln, die vor den Abtheilungen der hastati, principes, triarii, den drei Treffen, aufgepflanzt zu sein pflegen? Die mächtigen Lagerfeuer, die besonders nach Süd-Osten zum rechten Hauptthor und nach Osten zur porta praetoria sich ziehen, werden von wenigen Trossknechten unterhalten, die mit einigen in die zweideutige castula gekleideten und frohe Mienen zeigenden gallischen Mädchen Lagerscherze schwatzend treiben!

Und dort am forum, rechts vom Feldherrnraume, dem praetorium, da stampfen den Lehm Boden gesattelte Pferde, da stehen auf erhöhter Rampe an dem viereckigen Zelte waffenklirrende Krieger im Stahlhelm und unter dem Kriegsmantel das blitzende Schwertgehänge. In der Mitte der vom Lagerfeuer bestrahlten Gestalten, neben dem Tribun im blitzenden Goldhelm und dem Standartenträger, der den schimmernden Legionsadler in der Rechten hält, da steht eine hehre Heldengestalt, schweigend, den Purpurmantel gelegt um die sehnigen Glieder. Angestrengt blickt er, in der Hand eine Papyrusrolle, welche die Marschroute für die in der Richtung nach Osten vor wenigen Stunden abgezogenen Legionen enthält, nach einem Punkte am Neckardurchbruche, gegenüber dem zu Häupten der mons Piri, der heutige Königsstuhl bei Heidelberg, sich erhebt. — Und jetzt sieh hin! Eine mächtige Helle lodert in der Ferne empor! Eines weiten Gebäudes gewaltiger Holzbau muss dort in lohenden Flammen plötzlich entbrannt sein! Da zeigt sich auf den anmuthigen Gesichtszügen des Heerführers, den die Krieger ehrerbietig umstehen, ein düsteres Lächeln, und das griechische Wort heilon — „genommen“ — kündigt den freudig ihn Umstehenden das Resultat seiner Beobachtung.

Schon seit Wochen liegt der Cäsar zwischen Mainz und Worms, den Alemannen gegenüber die Brücke über den Rhein an günstiger Stelle zu schlagen. Doch die Wachsamkeit der Feinde vereitelte bis jetzt diesen Plan. Da erfährt Julianus durch Kundschafter, dass heute Nacht drüben im Odenwalde auf hohem Schloss am Neckar König Hortar seine Vettern und Freunde, die Fürsten und Edelinges der Alemannen, den unbezwungenen Vadomar aus der Wetterau und die Herren von der Kocher und der Jaxt: Urius, Ursicinus und Vestralpus zu einem glänzenden Gastmahle eingeladen habe. Dort auf hoher Burg tafelt heute der schwäbische Adel bis tief in die Mitternacht beim blinkenden Faler-nerweine! — Auf 40 Rheinkähnen sendet Julian mit Anbruch der Nacht von Speyer aus unter des kühnen Lupicinus Leitung 300 erlesene Legionäre den Rhein hinab nach Alta ripa. Kein Kommandowort, kein Ruderschlag ertönt auf der schweigenden Flotille!

Niemand von den Mannen weiss um den Handstreich! Der Cäsar aber zieht mit seinen Legionen von Oppenheim herauf an den Isenachstrand und lässt, die Feinde zu täuschen, die Lagerfeuer sich entzünden. Die Legionen selbst rücken auf der Heerstrasse nach Alta ripa zu, beim ersten Zeichen zum Rheinübergang bereit zu sein. Die abgesandte Schaar der 300 soll unterdessen die tadelnden Germanen auf der Neckarburg überraschen, die Edelinges niederschlagen und das Schloss in Brand stecken! Das soll das Signal sein, den Rheinübergang in der erschreckten Feinde Angesicht auszuführen und die trotziges Alemannen zum letzten Male zu züchtigen vor dem Zuge des Cäsar nach dem goldenen Byzanz, der ihm die Kaiserkrone bringen soll. Schon warten die Legionäre mit dem glitzernden Pilum, wehe euch, ihr Alemannen und euch blühenden Neckargauen!

Julianus, dessen Züge wir jetzt im Lichte der Fackelträger, die näher getreten sind, wahrnehmen, ein blasses Antlitz mit stolzen Augen, die schmalen Wangen umrahmt von krausem Barte, theilt in Kürze die militärische Situation den Umstehen-

den mit. Unter ihnen ein Krieger, jung an Jahren und ernst an Mienen. Wie die Waffenkleidung und die vielen Phaleren, die seine Brust schmücken, zeugen, schon gedienter Tribun. Bei den erklärenden Worten des Cäsar macht er sich mit dem elfenbeinernen Stilus Notizen auf die Wachstafel. Die Worte Julians sind besonders an ihn gerichtet. Der Tribun antwortet griechisch mit syrischem Accente. Es ist der Antiochener Ammianus Marcellinus, des Tacitus idealer Nachfolger, der uns diese Zeit und diesen Feldzug mit geistreichem Griffel in seinen *rerum gestarum libri* berichtet hat.

Schon kündet das Murmeln unter den Kriegern, dass die That der dreihundert, der Handstreich auf die Neckarfeste, bekannt und gewürdigt ist. Die bäumenden Pferde werden vorgeführt. Der Cäsar und seine Generalstabsoffiziere schwingen sich rasch in den Sattel, dem Rheine zuzueilen und die Brücke über die stehenden Pfeiler schnellstens zu schlagen hinüber in der nichtsahnenden Germanen Gaue.

Begeistert drängen sich die zurückbleibenden Krieger, meist hohe Vangionengestalten, an des Cäsar Streitross heran und ein jauchzendes „Macte Caesar Imperator“ — „Gegrüsst du Kaiser und Feldherr“ —, ankündend seine Erhebung zum Augustus, die sechs Monate später zu Paris stattfindet, ist das glückliche Omen, das den freundlich dankenden Heldenjüngling beim Abschiede vom Isenachstrande begleitet. Bald tragen die schnellen Rosse die Reiter und ihren Führer hin zu des Rheines Wogen und des Neckars Gaue, die bald, noch nie bezwungen, hören sollen der Tuba Töne und des Centurio Commandoruf!

Im Lager erlöschen mällig die Feuer; die Wachen stehen lässig neben dem verflackernden Flammengürtel. Dort erzählt ein alter Kriegsknecht mit den Schmarren im Gesicht von den Heldenthaten Julians im Frankenlande; hier leert ein junger Zecher die letzten Reste der bauchigen Amphora, die edlen Südwein beherbergte. Die Landschaft liegt im Dunkel, nur drüben

am Berge des Mercur, dem heutigen Michaelsberge, da steht im weissen Gewande, den Stahl in der Rechten, ein Priester von dem rauchenden Opferkessel und sucht, bestrahlt von der Kienfackel, aus des Blutes Rinnsal des Cäsar Geschick zu errathen, um den Spruch der draussen harrenden Menge zu künden. Fällt doch mit Julianus sein eigen Geschick, mit ihm, der des Jupiter und der Juno, des Mercur und der Venus Dienst wieder erlaubte, ihren Tempel neu baute und neuen Wein in alte Schläuche zu füllen versuchte. Und kann Julian allein das Fatum aufhalten?

Und sieh, dort gegenüber am Berge, am Gotteshäuschen in kleiner Kapelle, da steht beim anbrechenden Morgen ein anderer Priester vor wenigen gläubigen Seelen und celebrirt vor dem hölzernen Kreuze das „missus est in dei honorem“. Trüb schauen seine Mienen, trüb die Gesichter der wenigen Christusbekenner. Ist es ein Fluch, der über den Apostata, den Ketzer, des Priesters Lippen entrinnt, über ihn, der die Kirchen schliessen liess und die Nazarener nöthigt, bei Nacht die heiligen Worte zu hören? Oder spricht der Christ: „Gebet des Kaisers, was des Kaisers ist“? — Wir wissen es nicht! Als aber Julianus drei Jahre später am Tigris vom tödtlichen Perserpfeil getroffen fiel, da dichtete ihm der Hass an, er habe sterbend geknirscht: „So hast du doch gesiegt, Nazarener!“

Wir wissen es nicht, das aber steht in den Annalen der Imperatorengeschichte fest, dass mit ihm, mit Julian der Letzte fiel, der Roms Tugend und Grösse am Rheine zeigte, und dass die Grabschrift, die sein Nachfolger Jovian ihm setzen liess, mit Recht sein Epitaph schmückt:

„Beides ein trefflicher König zugleich und ein tapferer Kämpfer!“
Habe, letzter Römer¹⁾!

¹⁾ Ueber den Tod Julians und seine Beziehungen zum Christenthum vgl. A. Mücke, Fl. Cl. Julianus Abth. II, S. 138--142; ausserdem S. 69--86; über sein Verhältniss zum Hellenismus a. a. O. S. 92--103.

4. unthfanthai iddan kiano.

Seit dem Zuge des letzten Römers über den Rhein in das Neckarland bis Capellatium ist fast wieder ein Jahrhundert ver-
rauscht. Fünfzig Jahre nachher erfolgte die Sturmfluth der
Barbaren, die an der Jahresscheide von 406 mit Alanen und
Vandalen die Gaue am Mittelrhein überfluthete und Städte und
Kirchen, Paläste und Gerichtshallen niederriss¹⁾. Ihren Spuren
auf dem Fusse folgten die von der Scheide zwischen Regnitz-
und Neckargebiet herziehenden Burgundionen, und des römischen
Reiches Armuth musste schon 413 dazu greifen, den streitbaren
Schaaren dieser gothischen Sippe das Land der Germania prima
von Mainz bis an die Lauter einzuräumen. Worms ward der
Sitz der Burgunderkönige; Mainz, Speyer, Alzey der von Her-
zögen und Fürsten derselben²⁾. Doch das Land mochte ihnen
zu klein sein; gleich Franken und Alemannen suchten sie die
westlichen Gaue, die wichtigen Pässe an der Saar, die Gegend
von Trier und Metz in ihre Hand zu bekommen. Doch der
Römer Aetius setzte 435 ihrem Andrängen ein Ende, und ohne
oder mit Vorwissen dieses aller Ränke kundigen Wälschen fielen
im nächsten Jahre die Hunnen über die Burgundionen her und
erschlugen die Blüthe des Volksheeres mitsammt dem König Gun-
dahar (= Gunther) und seinem ganzen Geschlechte³⁾.

Jetzt drängten die Alemannen von Süden, fränkische und
thüringische Stämme vom Norden und Osten in das Gebiet der
Burgunder ein. Mainz behielt wohl römische Besatzung; die

¹⁾ Ueber diese Einwanderung vgl. A. Jahn, Die Geschichte der Bur-
gundionen und Burgundiens I, 275—292; doch sprechen wir ebenfalls der
Occupation von Elsass durch die Alemannen mit dem Datum 407 das Wort
ge g e n Jahn.

²⁾ A. Jahn, a. a. O. I, 329; die Grenze wird sich mit der Schwä-
chung der Burgundionen nach Norden verrückt haben.

³⁾ A. Jahn, a. a. O. I, 341—380; mit Wietersheim, Troya, Gaupp
u. A. nehmen wir das Aussterben des Geschlechtes Guadahars in m ä n n -
licher Linie an; Gunderich stand im Affinitätsverhältniss zu letzterem.

Alemannen rückten bis an das Gebiet der Nemeterstadt Speyer vor. Kaum verblieb den Burgundern das Gebiet von Worms bis Alzey im Westen, bis Oppenheim im Norden, bis Königsbach bei Neustadt im Süden.

Nun waren den ränkesüchtigen Römern die Burgunder-Ueberbleibsel geschwächt genug; im Süden brauchten sie gegen Westgothen germanische Muskelkraft. Aetius, ihr Verderber, erwirkt ihnen 443 die Abtretung Sapaudias's, des heutigen Savoyens bis an den Genfersee.

Und welche Wahl bleibt den von allen Seiten bedrängten, ihrer alten Herrscherfamilie beraubten Burgundern? Hier zerfallene Städte und eine sich mindernde Gemarkung, dort noch unberührtes Gelände und feste Zinnen und Burgen. Die Burgunderfürsten beschliessen, dem Rufe des Caesar und seines Imperators als Föderaten Folge zu leisten und nach Verträgen mit ihren an den Grenzen nagenden Nachbarn beginnt der Auszug vom Strande des Rheines nach den Ufern der Rhone.

Dies die allgemeine Situation unserer Skizze!

Und wieder stehen wir am Isenachstrande an der Scheide der Strassen, die am Hochfelde an den Rhein und an die Vogesen, nach Mainz und nach Strassburg ziehen. Im Morgengrauen erheben sich die Zinnen der Wackenburg¹⁾, die, altes Römerwerk, ein burgundischer Edeling mit seinen Mannen bewohnt. Nach Westen zu liegen im Thale strohbedeckte Hütten; das einfache, mit Lehm überstrichene Fachwerk erglänzt in den vier-eckigen Fensteröffnungen von bunten Farben, die der Boden den Germanen lieferte²⁾. Es sind die Hütten des fränkischen Thüringeheim, das mit den Chatten einwandernde Söhne Thüringens Anfang des 5. Jahrhunderts am Strande der jetzt Isenach heissen-

¹⁾ Wachenheim, urkundlich 831 Vakkenheim = Vangionenheim (?); vgl. Acta Acad. Theod.-Palat. III, 233 und 234.

²⁾ Vgl. A. Jahn a. a. O. I, 196 und Tacitus, Germania c. 16.

den Isa sich erbauten in schützender Lage. Herüber ragen die Trümmer der gebrochenen römischen Grenzburg, des Lymperg; nur wenige trotzige Quadern künden die alte Veste. Und von droben zur Rechten schaut die erst jüngst wieder gebrauchte Bauernburg, die Ringmauer mit ihrem Doppelwalle herab. Alles ist alt, nur die Menschen sind neu!

Und heute, was ist in dem sonst so ruhigen Thüringerheim für ein wunderbares Ereigniss den Leuten in die Glieder gefahren, dass die Männer in den Lederhosen und die Frauen mit den faltigen Hauben, die Kinder im Naturcostüme und gar die selbstzufriedenen Zweihörner neugierig vor den strohbedeckten Hütten stehen und Thüringens Söhne gestikulirend nach Norden Osten deuten? Mächtige Staubwolken wirbeln auf den Königsstrassen am Rhein und am Gebirge, wie jetzt die *viae militares* der Römer heissen, und aus der Ferne magst du Pferdetrappel, Wagenrasseln und dumpfen Lärm unterscheiden. An der Strassenkreuzung umstehen die thüringischen Colonen mit dem Karst auf der Schulter und im Gürtel das blitzende Eisenmesser einen bärtigen Mann, südländischer Miene, den, hoch zu Ross, zur Seite das spanische Schwert ziert, und der in der Rechten ein den Drachen im Felde zeigendes Fähnlein hält. Es ist ein römischer Herold aus dem Süden, der mit seinen Genossen den abziehenden Burgundern als Wegweiser und Geleiter dienen soll. Er wird mit Fragen von den Dorfbewohnern bestürmt, doch nichts melden seine wälschen Lippen als *Silentio* — Ruhe! Und jetzt kommen sie näher, die unter römischem Patronate auswandernden Burgunderschaaren.

Voraus auf unansehnlichen, aber schnellfüssigen Rossen eine Schaar von leichtbewaffneten Jünglingen. In der linken den Lindenholzschild mit dem Wappenthier der Burgunder, dem Drachen; in der Rechten die langgespitze eschene Lanze; im Ledergürtel das starke Eisenmesser; dem Führer decken ornamentirte Bronzeplatten die Brust; das Haupt schützt die Leder-

haube oder der eiserne Sturmhelm¹⁾). Ihnen folgt auf planbespannten, von gewaltigen Holzrädern gefahrenen Wagen die Masse der älteren Männer, welche die Zügel führen, der Frauen und Mädchen, welche die Kinder und Habseligkeiten schirmen. Längs des Zuges begleiten die noch mit Steinhammer und mit Holzkeule bewaffneten Knechte die Wagenreihen, und ebenso halten mit Lanze und Bogen versehene Hirten die Schaaren der glatten Rinder und der wolligen Schaaf zusammen, die brüllend und staubaufwirbelnd den Zug beschliessen. Es sind die Burgunder aus der Nähe von Alzey und Guntersblum, Kreuznach und dem Alsenzthale, die den Gebirgsweg nehmen, und denen sich die verstreuten Familien von der Isenachgegend jetzt wehklagend und lautjammernd anschliessen. Die Hauptschaaren wandern auf der Rheinstrasse von Worms nach Speyer dem fernen Süden zu²⁾), wohin sie des Romäer Commandowort und Zwinggewalt beruft. Es ist Mittag, in Thuringeheim wird Halt gemacht!

Das Joch wird den Rindern abgenommen; der Plan bildet ein leicht geschütztes Dach; die Bronzekessel werden unter den Dreifuss gehängt und bald brodeln in ihnen das jährige Böcklein. Die Einwohner des Ortes bringen gegen einige Kupferdenare in mächtigen Amphoren den landesüblichen Meth und in gläsernen und thönernen Pokalen ertönt das Lob des gastlichen Thüringerheim³⁾).

Während dieser Lagerscene erspäht eine schlanke Jünglingsgestalt, vor der die Gefährten in besonderer Verehrung sich neigen, die Gelegenheit der Minnespende, mit raschem Fusse hinter dem Lagerzelte zu verschwinden. Die Sonne scheint

¹⁾ Vgl. A. Jahn, a. a. O. I, 225, 109 und 110.

²⁾ Noch im 9. Jahrhundert waren nachweisbar die beiden grossen Römerstrassen am Rhein und am Gebirge in Benützung.

³⁾ Ein hübsches Bild von einem germanischen Auszuge gibt Otto Knille in Germania, Lief. 5: „Germanen auf der Wanderung“; darnach ist der Text hier eingerichtet.

gleissend auf die goldene, mit Drachen und Greifen gezierte Brünne, die seine Brust ziert, und seltsam funkelt am Purpurmantel eine Spange, deren Kopf fremdartige Steine und seltsame Runen schmücken. Durch Getreidefelder und über duftende Wiesen führt ihn bekannter Pfad. Einen Hügel hinan und am Thurme, der verlassen horstet, erspäht er ein Häuschen, dessen schmucke Fenster die breiten Rebenblätter des wilden Weines geeint mit ringelndem Eppich zieren.

Doch des blanken Häuschens schönster Schmuck mag die liebe Gestalt sein, welche, die Spindel schnurren lassend, zierlichem Wirtel den Faden entlockt, dessen Rohstoff der Bodens rings liefert. Die schlanken Glieder umschliesst ein faltiges Kleid, umbräunt vom Felle des Wiesels. Die offenen Aermel lassen des Armes liebliche Rundung erblicken, dessen zarte Haut die blauen Adern ornamentiren. Das blonde Köpfchen ist gesenkt, und die blaustrahlenden Augen haften nachdenklich an Boden und Wolle. Doch plötzlich fühlt sich die zarte Gestalt von kräftigen Armen umschlungen, und die Ausrufe: „o Frida, o Fridigern¹⁾!“ begegnen sich auf küssenden Lippen.

In fliegender Eile theilt der schlanke Jüngling der erblassenden Jungfrau, die er jüngst am Brunholdisstuhle beim Johannisfeste zuerst gesehen und mit der er jauchzend das Feuer umsprungen hatte, mit: „des Caesar Augustus Ruf mache sie ziehen nach dem Süden und schon warten des Kaisers Boten, den Burgundern Land und Grund anzuweisen am herrlichen Lemensee. Abschied zu nehmen von der Theuren sei er gekommen und harren möge sie seiner, bis er wiederkomme.“ Und zum letztenmale nimmt er von der Linken die dreiseitige Cithar²⁾ und singt

¹⁾ Beide Namen sind altdentsch; Fridigern sogar echtburgundisch; vgl. Förstemann, Geschichte des deutschen Sprachstammes II, 198 und desselben: altd deutsches Namenbuch I, 423.

²⁾ Ueber Saitenspiel bei den Burgundern vgl. A. Jahn a. a. O. I, 203 und 204.

ihr ein Lied von Held Siegfrid's Geleitfahrt zum Isenstein mit König Gundar, von seiner siegreichen Rückkehr, und wie er die Braut Krimhilde sich erworben. Halb in Thränen, halb mit Lächeln hört Frida dem Sänger zu, und nur ein Wort entringt sich den bebenden Lippen, dass Fridigern Frida nur sei nicht ein Siegfried. Mit heissen Küssen betäubt der junge Held der Geliebten Trauerahnung, und die Stunden schwinden, bis plötzlich ein Hornruf mahnend an das Ohr des Selbstverlorenen schallt.

„Und so nimm dies als Gedenk' an mich auf deine Fahrt!“ spricht sich erhebend Frida und legt die blonden Flechten auf die thränenschweren Lider. Und aus nahem Kästchen holt sie das Erbstück der Grossmutter, das noch aus den Zeiten der Romäer stammen mag: die reichvergoldete Spange mit der Runeninschrift: unthfanthai iddan kiano „Helden schreiten kühn voran¹⁾“. „Möge dieser Spruch dir sein ein Sporn auf deinen Fahrten, du edler Sprosse erlauchten Geschlechtes, du Liebster der Lieben!“

Und als Gegengabe nimmt Fridigern von der Brust die edelsteinschimmernde Rundfibel und spricht zärtlich:

„Möge dir sein, du Traute, die Inschrift: godefuratin dingofuled „Mit gutem Dinge sei dein Geschick erfüllt²⁾“ hier auf der Hafte, die zierte einst meines Vaters starke Heldenbrust, ein gutes Geleit auf deinem Wege.“ Und weinend wandte sich jedes — schwer wird ihnen der Abschied!

Drüben aber an der Kreuzstrasse standen die Wagen bereit, die Pferde schnoben, Abendluft witternd, und die Reiter sahen gespannt nach allen Seiten, wo ihr junger Anführer bliebe.

¹⁾ Vgl. diese Spange von Charnay und ihre Inschrift bei A. Jahn a. a. O. I, 69 und Förstemann, Geschichte des deutschen Sprachstammes II, 195.

²⁾ Vgl. diese Rundfibel und ihre Inschrift bei Lindenschmit, Alterthümer unserer heidn. Vorzeit B II, H. 2, Taf. 6, No. 3 und 4.

„Noch einmal stosse in's Horn!“ rief Hildebrand, dem der Steinhammer neben dem Sattelknopf hing. Da sprengt er schon heran, auf falbem Rosse: Jung Fridigern. Donnernd ruft ihm die Menge zu: „Hoch Fridigern, Volkers von Alzey Sohn!“ und die Speichen knirschen, und der Staub verschlingt die Spur der Burgundionen! – Und sehen sie sich wieder Frida und Fridigern? Die eine Spange fand sich fern im Süden, in Burgund, die andere in Gräbern an des Rheines Gefilden! Und brachten Wolken und Fluthen keine Botschaft von der Rhone zum Rhein? Sah Volkers Sohn jemals noch Thuringeheims blonde Tochter?

II.

Die Inhumation am Mittelrhein in vorgeschichtlicher Zeit.¹⁾

[Vgl. Tafel I—III; gezeichnet von E. Stumpf.]

Es bietet kein Gegenstand der Archäologie mehr Interesse und Objecte als die Bestattung der „Geschlechter der Menschen“, wohl aber auch keiner mehr Schwierigkeiten, wenn es sich um gewissenhafte Benutzung dieses Materiales für die Nachrichten der Geschichte handelt.

Besonders im Mittelrheinthale von Basel bis Bingen, in dem seit Menschengedenken und vor demselben der Strom der Geschichte wogt, ist reichliches Material vorhanden, für die Darstellung der Inhumation seit dem ersten Auftreten der Menschen bis hinab auf die urkundlich bezeugten Friedhöfe in christlicher Zeit Ende des ersten Jahrtausends nach Christus.

Selbstredend lässt die Geschichte der Bestattung nicht nur den Entwicklungsgang der culturellen Momente der Technik, des Handels, der Industrie verfolgen, sondern gestattet auch durch die Art und Weise der Beigaben leitende Blicke auf das Seelenleben der dahin geschwundenen Geschlechter.

¹⁾ Nach einem Vortrage, gehalten bei der Wanderversammlung der Pollichia zu Annweiler, April 1877.

Sowohl die ethnologischen wie psychologischen Aufgaben der Anthropologie werden durch die vergleichende Untersuchung der Inhumation gefördert und damit hält selbstverständlich ein neues Licht auf die Nachrichten der Autoren über die Völker- und Culturverhältnisse am Rheine und überhaupt in Deutschland. Und zwar eignet sich wohl kein Gebiet als das am Mittelrhein für eine solche vergleichende Untersuchung in gleich hohem Grade. Nachdem die keltischen Stämme am Rheine mit griechisch-etrurischer Cultur in Verbindung getreten waren, sind es nachgewiesen germanische Stämme, welche diesem Culturleben ein jähes Ende bereiten und die fruchtbaren und sonnigen Rheingau in Besitz nehmen.¹⁾

Von Neuem jedoch gelangte nach der Invasion der suebisch-germanischen Stämme während der letzten zwei Jahrhunderte vor Chr., Anfang unserer Zeitrechnung, der Strom der Cultur in neuer energischer Gestalt an des Rheines Gestade und unter römischem Adler ward dann das Rheinthale durch Jahrhunderte lange Arbeit zum Sitze römischer Bildung.²⁾

Von Neuem schwoll dann Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. die germanische Sturmfluth an, und unter dem Namen Franken und Alemanen gelangten ihre Wogen zuerst in den Besitz des linken Rheinufer und 150 Jahre später auch in den des rechten.

Allein zu tief hatte das Römerthum allen Fasern des Volkslebens besonders am rechten Ufer sich imprägnirt, als dass die Sturzwellen der Völkerwanderung dieses Cultursystem hätten vernichten können. Diese vielseitige Ausbildung durch den Einfluss der Römer, — sagt Lindenschmit, Archiv f. Anthropologie, VIII. B. S. 171 — gewinnt so feste Wurzeln, dass sie die

¹⁾ Vgl. d. V.'s „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande“ I Abth und „der Rhein und der Strom der Cultur in Kelten- und Römerzeit“.

²⁾ Vgl. d. V.'s „der Rhein und der Strom der Cultur“. I. Abth.

Stürme des 5. Jahrhunderts überdauert und einen Kernpunkt der späteren germanischen Culturentwicklung bildet von der merovingischen Zeit bis in das Mittelalter herauf.

Erst der Aufschwung der deutschen Städte im 11.—13. Jahrhundert brachte auf Grund der römischen Cultur die Blüthen der spezifisch deutschen hervor, und ein neues Zeitalter beginnt.

Lässt die Historie mit ihren Daten und Zahlen die Geschichte erscheinen gleich einem Vulkane, der Jahrzehnte ruhig, dann wieder mit gewaltiger Revolution den Boden erschüttert, so zeigt sie die Cultur**e**wegung als einen Strom, der über Riffe und Felsen zwar setzen muss, aber fortflutet in stetiger Verbindung seiner einzelnen Wasseratome. Mit dem Zuge der Völker steigt und fällt die Flut, aber sie bringt beständig ihre Wellen bald an traurigen Wüsten vorüber, bald an lachenden Landschaften.

Und ein bedeutender Wasserfaden in diesem Strome der Cultur in Europa und am Rheine wird repräsentirt durch die Reste der Bestattung der Geschlechter der Vorzeit.

Was aber begriffen werden will, muss getheilt werden, und so sehen wir uns vorerst in der Lage, an diese archäologische Substanz den Divisor der Geschichte anzulegen.

Und diese entschiedene Theilung geschieht durch die Römerzeit. Diese zerlegte die Grabfunde nach Münzen, Gefässen, Waffen, Fibeln, Zierrathen u. s. w. sicher und bestimmt in zwei grosse Abschnitte: den vorrömischen und den nachrömischen. Beide Kategorien gehören streng genommen der Prähistorie an. Wir wissen ja im Ganzen und Grossen verhältnissmässig ebensoviel von der keltisch-germanischen Cultur, die in die vorrömische Periode fällt, als von der fränkisch-merovingischen, die in die nachrömische Zeit bis in's 8. Jahrhundert fällt. Den sicheren Leitstern bildet nur die Römerzeit mit ihren fixirten Inschriften, den Characteren der Münzen, dem Typus der Gefässe u. s. w.

Mit seinem Lichte lässt sich vor- und rückwärts sehen und prüfen.

Bezüglich der vorrömischen oder im Allgemeinen prähistorischen Bestattung haben wir Anhaltspunkte an den Nachrichten zweier glaubwürdiger Zeugen, die uns von der Leichenbestattung bei den Völkern, die vor den Römern den rheinischen Boden inne hatten, Bericht geben.

Von den Galliern, der westeuropäischen Abtheilung der Kelten und ihren Leichenfeierlichkeiten, sagt ihr Kenner und Bezwinger Caesar de bello gallico VI., 19:

funera sunt pro cultu Gallorum magnificat et sumptuosa; omniaque, quae vivis cordi fuisse arbitrantur, in ignem inferunt etiam animalia ac paulo supra memoriam servi et clientes quos vita dilectos esse constabat, justis funehirus confectis, una cremabantur.

Daraus geht hervor, dass die Gallier eine Menge von Beigaben je nach Stand und Geschlecht dem Todten auf den Scheiterhaufen mitgaben, dass sie mit ihm Hausthiere: Pferde, Hunde und Rinder, verbrannten, ja dass sie aus religiösen Gründen noch jüngst Sklaven und Hörige mit dem Herrn dem Flammentode überlieferten. Selbstverständlich ist hier wie überall zu berücksichtigen, dass die Vermögensverhältnisse, die Gegend, der Handel, das Klima etc. influirten auf die Art der Beigaben, dass dem Reichen und dem Fürst mehr Erz und Waffen in dem Grabhügel gehäuft wurden, als dem Armen, der nur den Bronzering und das Schwert sein Eigen nannte: Tout comme chez nous.

Nach Caesar stand bei den Galliern die Verbrennung und Beisetzung in Leichenhügeln in erster Linie, der Geograph Mela jedoch thut auch der zweiten Art Erwähnung, der Bestattung: (cum) mortuos eremant aut defodiunt spta viventibus (III 2)

Auch von den germanischen Stämmen berichtet ihr Kenner Tacitus in erster Linie die Art der Bestattung durch Leichenbrand. Er sagt in der Germania (C. XXVII):

Funerum nulla ambitio: id solum observant, ut corpora clarorum virorum certis lignis cumentur. Struem regi nec vestibus nec odoribus cumulant: sua cuique arma, quorundam igni et equus adicitur. Sepulcrum caespes erigitur: monumentorum arduum et operosum honorem ut gravem defunctis aspernantur.

Ohne Zweifel spricht sich hier Tacitus zugleich mit den Thatsachen polemisch gegen den Aufwand seiner Landsleute und der Gallier bei Leichenfeierlichkeiten aus. Im Ganzen geht daraus hervor:

Die Bestattung der Germanen war einfach. Nur die Waffen und das Pferd folgten dem Krieger in die Flammen. Keine gewaltigen Hügel oder Steinbauten deckten die Brandstätten, sondern einfacher Rasen. — Darnach die Regel der Leichenbrand.

Vergleichen wir jedoch die Gesetze über Wehrgeld, das salische Gesetz und andere Quellen, so ginge aus diesen auch die Bestattung der Germanen schon in frühester Zeit hervor. —

Gallier und Germanen wandten also beide in erster Linie den Leichenbrand an, daneben aber kannten und gebrauchten sie auch die Leichenbestattung, aber vor den Römern stets in Grabhügeln oder tumulis. Der Unterschied zwischen beiden Stämmen ruht in den Beigaben und der Art der Construction des Grabhügels: beides allerdings Momente, deren principielle Scheidung überall durchzuführen nicht möglich und ethnographisch unwahrscheinlich ist. Uebergänge in der Art der Bestattung finden sich bei Griechen und Römern¹⁾. Auch zwischen den zwei Bestattungsarten, dem Leichenbrand und der Beerdigung, der Cremation und der Humation bei den Galliern und Germanen (cremare und humare sind termini technici bei den Römern vgl. Pauly's Realencyclopädie III. Bd.

¹⁾ Vgl. Pauly's Realencyclopädie III. Bd. s. funus.

S. 546 wird es nach den Analogien bei den übrigen Ariern zu schliessen, an Uebergängen nicht fehlen.

Auch die Griechen und Römer kannten die theilweise Be-
stattung, die Beerdigung einzelner Glieder, den theilweisen
Leichenbrand u. s. w., und diese Modificationen müssen wir auch
bei den Galliern und Germanen voraussetzen.

Und bestätigen, fragen wir, die G r a b f u n d e in den G r a b-
h ü g e l n am Mittelrhein diese Eintheilung in solche mit Lei-
chenbrand und Beerdigung, mit reichen Beigaben und einfacher
Beisetzung, mit hohem Hügel und einfacher Rasenwölbung?
Allerdings. Und zwar darf uns die Uebereinstimmung der Au-
toren mit den Funden am Mittelrhein nicht Wunder nehmen.
Gerade hier trafen sich ja am Mittelrhein, wie die Nachrichten
der Autoren beweisen, Germanen und Gallier seit zwei Jahr-
hundertern zum Kampfe ums Dasein, gerade hier lagerten sie
ihre kriegerischen Embleme in den Grabhügeln ab und zeugen
so am besten selbst von ihren Sitten und Anschauungen.

Wir haben am Mittelrhein und besonders am linken Ufer
Grabhügel mit kostbarem Inhalte. Hier liegen neben dem
Skelette unter einer Steinwölbung die reich ornamentirten Kannen,
Becken und Cysten aus tuskischem Erze, hier umgeben den
Todten Finger-, Arm- und Halsringe aus Gold, daneben steht
der eiserne und bronzene Wagen und an seiner Seite liegt ver-
rostet das Eisenschwert und die Lanzenspitze

Und zwar kennen wir solche Grabhügel mit reichen Bei-
gaben, besonders am linken Rheinufer in der Gegend, wo im
Norden zwischen Mosel und Nahe die Trevier, im Süden die
Mediomatriker bis zur Queich (?) und sich daran anschliessend
im Elsass die Rauraker wohnten. Caesar kennt noch de bell.
gall IV. 10 die gallischen Völkerschaften der Sequaner, Medio-
matriker, Trevirer, auf seiner linken Seite: die Triboccher und
andere hier wohnende Stämme waren nach Tacitus und Strabo
germanischer Art.

In der Rheinprovinz bieten solche reiche Gräberfunde: Mettlach, Weiskirchen, Otzenhausen, Hermeskeil, Gallscheid, Kreuznach, Wald-Algesheim, Trier.

In Rheinhessen gehören hierher die Grabfunde von Armsheim, Nierstein, Schwabsburg, Herrnsheim. Vom Saargebiet, das besonders reich an etruskischem Bronzegeräth und Goldschmuck ist, die Ausgrabungen von Remmesweiler, Schwarzenbach, Merten, Tholey. Aus unserem — dem pfälzischen — Kreise gehören hierher die epochemachenden Entdeckungen des Dürkheimer Dreifusses und des Rodenbacher Grabhügels, dann der Bronzeräder von Hassloch, ferner die Funde in den Grabhügeln bei Kaiserslautern und Ramsen, welche in eisernen Radreifen, Lederpanzern gestickt mit Bronzehäkchen, Schildern mit Bronzeblechbeleg, eisernen Schwertern, Halsringen (torques) aus Bronze, Geweberesten, einzelnen geschliffenen Steinkeilen und priapusförmigen Steinkegeln u. s. w. bestehen (vgl. „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande“ III. Abth. S. 27—28, 60—61).

Vom jenseitigen Rheingebiet sind mit solchen reichen Bronzen nur wenige Fundstätte bekannt, so die von Wiesbaden, Kreeheinstetten und Ihringen in Baden, sowie Borsbach in Oberhessen.¹⁾

Aber auch die Grabhügel mit Leichenbrand und vielen Bronzen, besonders Ringen sind auf der linken Rheinseite stark vertreten. Hierher gehören die Grabhügel im Bienwalde bei Kandel neben der Römerstrasse in grosser Anzahl. Die Urnen bauchig und umfangreich liegen in der Mitte der Hügel, die 30 bis 40 F. Durchmesser und 8—10 F. Höhe haben. In einzelnen Gräbern lagen 10 und mehr bronzene Bein- und Armringe²⁾

¹⁾ Vgl. die Aufzählung bei Genthe: über den etruskischen Tauschhandel n. d. Norden S. 158—159, Schreiber: Taschenbuch f. Geschichte u. Alterth. in Südd. I. S. 173.

²⁾ Nachrichten hierüber hat d. V. von H. Oberförster Lindemann in Dürkheim; derselbe besitzt auch eine Sammlung von hierhergehörigen Funden.

Des Weiteren ziehen längs Strassenanlagen solche Tumuli-reihen im Elsass und in Baden mit halben und ganzen Leichenbrand.¹⁾

Dergleichen Reihen von Grabhügeln neben alten natürlichen und künstlichen Strassenzügen finden sich ferner im Westtheile des ganzen Hartgebirges, bei Kaiserslautern, im Bliesthale, in der Alsenzgegend, im Stumpfwalde u. s. w. Ihre ethnologische Bestimmung leidet im Allgemeinen an grossen Schwierigkeiten, sie stehen in der Mitte zwischen den Charakteristiken der gallischen und germanischen Gräber, wie sie Caesar und Tacitus zeichnen, und man dürfte sie und diese ganze Art mit Paulus als germanisch-keltisch bezeichnen. Characteristisch sind für sie Alle die Steinsetzungen.

Am rechten Rheinufer trifft man solche Grabhügel germanisch-keltischer Art besonders in den Niederungen des Breisgaues und am Abhange des Taunus an.²⁾ Auch am Mittelrhein und in Nordbyern (bei Weissenburg a. S.) kommen solche Reihen längst des *limus Romanus* vor.

Die Zeitbestimmung der an fremden Bronzen und altitalischem Geschirre reichen Gräber betreffend, so liefert seinen significanten Anhaltspunkt dafür der Gräberfund zu Rodenbach bei Kaiserslautern. Es fand sich dort neben südlichen Broncekannen und etruskischem Goldschmuck eine graeco-italische Vase, ein Kantharus mit Malerei. Die Kunstgeschichte nun setzt die Zeit der gemalten Vasen bis hinab Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr., und von diesem Zeitpunkte aufwärts bis zum 4. Jahrhundert v. Chr. hat der Grabfund von Rodenbach Zeit zum Spielraum.³⁾

Die Hügelgräber mit Bronze reichen im Allgemeinen bis zum Vordringen der römischen Cultur Mitte des 1. Jahrhunderts

¹⁾ Morlet: Notice sur les voies Romaines du departement du Bas Rhin S. 40; Schreiber a. O. S. 155–177.

²⁾ Dorow, Opferstätten u. Grabhügel d. Germ. u. Röm. am Rhein. 1. Abth.

³⁾ Lindenschmit: Alterth unserer heidn. Vorzeit, III. Bd. 5 H. Beilage

n. Chr., und mag in erster Linie die Sturmflut der Bewegung der Cimbern und Teutonen das Unterbrechen des Verkehrs zwischen dem Mittelrheinland und dem Süden verursacht haben.¹⁾

Als die Römer die Rheingau besetzten, waren allerdings schon Germanen über den Rhein gegangen, doch mussten sie zu bald am linken Rheinufer unter den Einfluss der römisch-gallischen Civilisation treten, als dass sie den niederen Grad ihrer eigenen Cultur, die sich besonders in der Inhumation zeigt, lange sich hätten erhalten können.²⁾ Nur in abgelegenen Walddistrikten, auch am linken Rheinufer, wohin schwer römische Händler mit kunstreichem Geräthe gelangten, erhielt sich die germanische Unkultur und ihre einfache Inhumation in kunstlosen Urnen unter kunstlosem Hügel Ueber den Aschenurnen liegt gewöhnlich eine Steinplatte.

Dahin sind zu rechnen die Gräber bei Imsbach am versteckten südwestlichen Abhange des Donnersberges, die weder Bronze noch Eisen, sondern eine einfache Urne mit Asche und einer Platte bergen unter der Decke des zusammengefallenen Rasensteinhügels (vgl. *caespes erigitur!*) Das Lauter- und Glanthal birgt noch mehr solcher kunstloser Grabhügel.

Die Bewohner der Orte und Städte am linken Rheinufer mussten sich bald an die Formen der Beisetzung der Leichen an bestimmten Verbrennungsplätzen längst der Strassen und die Verbringung der Asche in Urnen und Columbarien, in Steinkisten und Steintrögen gewöhnen. Unter römischem Einflusse wurde die Verbrennung gang und gäbe bis Mitte des 4. Jahrhunderts, wo das Christenthum dagegen zu wirken begann.³⁾

¹⁾ Genthe a. O. S. 97 und „Ausland“ 1877 d. V.'s Aufsatz: Cimbern und Teutonen. Nro. 51 und 52.

²⁾ Des Verf. „Studien“, 1. Abth.; Usinger: Anfänge d. deutschen Geschichte, S. 26—42.

³⁾ Vgl. Pauly's Realencyklopädie III. Bd., S. 546; Hölder: Schädelformen in Württemberg, S. 21; Schreiber a. O. I. 199; v. Paulus, die

Besonders häufig müssen wir also die einfache germanische Bestattung am rechten Rheinufer finden und dem ist wirklich so. Im Lahn-, Sieg-, Neckarthale und im Taunus¹⁾ treffen wir Hunderte von einfachen Rasenhügeln von mit schlechtgebrannten Urnen und wenigen oder gar keinen Beigaben an Eisenwaffen, Bronzeringen und Steinartefakten (als Beilen, Mahlsteinen, Amuletten u. s. w.). Je weiter man aber nach Süden vorrückt, um so reicher an Beigaben werden auch die jüngeren Grabhügel mit durchgehendem Leichenbrande. Hier wirkt der Strom der südlichen Cultur, der directe Handel mit Vindelicien, Raetien und den Gauen Oberitaliens, welche die bunteste Mannichfaltigkeit der Hügelbestattung und ihrer Beigaben z. B. in Württemberg hervorgebracht hat.²⁾

Haben wir nach Funden und Berichten die Bestattungsarten und Beigaben aus germanisch-keltischer Zeit, als den Hauptbestandtheil der prähistorischen Periode charakterisirt, so bleibt uns noch zu untersuchen, ob wir noch Anhaltspunkte für eine Bestattung haben, die noch zeitlich und culturell über diese Periode hinausgeht.

Auch solche Spuren aus der frühesten Periode treffen wir im Mittelrheinthale und zwar auf beiden Seiten desselben an.

Im Löss des Rheinthales bei Munzingen unweit Freiburg entdeckte Hofrath Ecker eine menschliche Niederlassung aus der

Alterthümer von Württemberg, S. 12—19; auffallend ist die Uebereinstimmung der verschiedenartigen Grabhügel Württembergs mit denen der Pfalz.

¹⁾ Vgl. die Jahresberichte des Vereines von Alterthumsfr. in d. Rheinlanden Nr. 52, S. 177—178, 180—181, 182; Nr. 58, S. 163—170; Nr. 18, S. 55—58; Dorow: Opferstätte und Grabhügel der Germ. u. Römer an Rhein I. S. 1—5, 15—17, 18, S. 22 u. s. w.; v. Paulus die Alterthümer in Württemberg a. m. St.

²⁾ Vgl. v. Paulus: die Alterthümer in Württemberg, S. 13—19; eine Periodisirung versucht Paulus nicht; die Tumuli im Ries decken sich ihrem Inhalte nach mit denen vom Lahn- und Siegthal.

Renthierzeit. Die Artefakte bestehen aus Steinmessern aus Jaspis, Werkzeugen und Knochen, Perlen aus Bohnerz (Gagat?), rohen Scherben und Herdsteinen (vgl. Archiv für Anthropologie VIII. B., 2. H. S. 87—101). Nach Funden aus der Renthierzeit in Belgien zu schliessen (vgl. Hellwald und Baer: der vorgeschichtl. Mensch. 1 Bd. S. 167) begruben diese Urrheinländer ihre Todten schon mit grosser Sorgfalt als Leichname unter Steinplatten. Urnen, die dabei stehen, enthalten die Lieblingsgegenstände der Verstorbenen, als Steinwerkzeuge, Knochenschmuck u. s. w.,

Wenn nun allerdings auch Steinwerkzeuge bis weit hinab in die römische Zeit am Mittelrhein gebraucht wurden, wie besonders die Funde von Schaaffhausen in der Clusensteiner- und Martinshöhle in Westphalen beweisen (vgl. Jahresbericht des Vereins v. Alterth. in den Rheinlanden, Nr. 58, S. 223 f) und es z. B. von den Fundschichten auf der Saalburg bei Homburg bekannt ist¹⁾, so steht es doch cultuell anders mit einem Todtenfeld, das nicht in Verbindung mit Bronze und Eisen Steinwerkzeuge aufweist, sondern neben rohen Urnen, die ohne Drehscheibe fabricirt sind, nur Steinwerkzeuge kennt. Kommen dazu noch weitere Indicien, die eine Influirung der etrurischen wie der römischen Cultur in einer Gegend ablehnen und unwahrscheinlich machen, welche sonst mitten im Strome der Cultur sich befindet. so hat man allen Grund, ein solches Gräberfeld ausser allen Connex mit der gallischen und römischen Periode zu setzen. Ein solches vorhistorisches Todtenfeld ist das, welches 1867 am Hinkelstein bei Monsheim aufgedeckt wurde. In Reihen liegen 200—300 Gräber von Westen nach Osten ohne alle Steinsetzung, welche besonders die Reihengräber aus der fränkischen Zeit kennzeichnet. Die Schädel lagen auf dem Antlitz und deuten

¹⁾ Hier fanden sich zwischen römischen Schichten gelochte Steinhämmer, offenbar den eingedrungenen Chatten gehörig.

mit der Lage der übrigen Skeletttheile auf eine sitzende oder kauende Stellung der Todten hin. Die Gebeine waren so verwest, dass nur drei Schädelreste dolichocephalen Charakters zu erhalten waren. Die Ausstattung der Leichen bestand nur aus Steinwerkzeugen, Thongefässen mit aufgeritzten und verweisten Strich- und Punktornamenten, sowie dem Schmucke durchbohrter Muscheln. Die Steinwerkzeuge, Hammeräxte und Meissel, sind gefertigt aus Diorit, Kieselschiefer, Feuerstein; die Handmühlen und Schleifsteine bestehen aus Sandstein,

Alle Fundumstände berechtigten dem Todtenfelde von Monsheim ein sehr hohes, über die Hügelgräber hinaufreichendes Alter zuzuschreiben. Sie werden einer Bevölkerung angehören, die ohne Kenntniss der Metalle die fruchtbaren Ausläufer des Hartgebirges am Mittelrhein bewohnten, von Ackerbau und Jagd sich nährte und schon mit grosser Pietät ihre Todten im gewachsenen Boden begrub. Möglich wäre, dass sie mit der Anlegung der Ringmauern am Hartgebirge in Verbindung stehen¹⁾.

Darauf weisen auch die Funde von dem Reihengräberfelde auf dem Michelsberge gegenüber der Ringmauer hin, welche stark dolichocephale Schädel mit ausgebildetem Hinterhaupte und ziemlichem Prognatismus mit Beigaben eiserner, stark oxydierter Messerchen und roher Urnenscherben enthalten. Dazu kommt, dass auch hier die Leichen in hockender Stellung wie am Hinkelstein zu Monsheim und zu Niederingelheim, im Grabe befindlich waren. Dagegen dass das Reihengräberfeld am Michelsberge aus nachrömischer Zeit herrühre, scheint die Abwesen-

¹⁾ Ueber das Gräberfeld am Hinkelstein vgl. Lindenschmit: Alterth. uns. heidn. Vorzeit II. Bd. 7. H. 1. T., 8. H. 1. T. u. Beilage dazu; ferner Archiv f. Anthropologie III. B. S. 101—136 u. Taf. 1—IV. Lindenschmit u. Ecker erkennen diesem Monsheimer Kirchhofe frühgermanischen Character zu. Er sollte darnach in das 3. Jahrhundert vor Christus hinaufreichen, vor die Periode des Handels von den Rheinlanden nach Italien (vgl. Archiv f. Anthropologie III. B. S. 122—124).

heit aller Erinnerungen an die Römerkultur zu sprechen, von denen wir in Reihengräbern doch sonst vollgiltige Zeugen haben. Man ist demnach, nach den Funden der gleichen Schädel und der ähnlichen einfachen Ausstattung der Gräber, nach der Art der Bestattung und der Lage der Skelette berechtigt, die Friedhöfe von Monsheim, Dürkheim, Niederingelheim, (vgl. darüber Archiv f. Anthropologie III. B. S. 112—113 u. S. 133—134) in die gleiche Periode zu setzen. Da wir diese Grabreste weder in die römische noch in die nachrömische Periode setzen können, müssen wir sie der vorrömischen Zeit zuschreiben.

Lindenschmit und Erker setzen sie mindestens in das 5. Jahrhundert v. Chr., in die Zeit vor den Handel zwischen den Rheinlanden und Oberitalien, der gegen Bernstein und Landesprodukte Eisenwaffen und Bronceschmuck eintauschte. Und zwar nimmt Lindenschmit diese Periode an, weil nichts auf einen Zwischenhandel mit fremden, südlichen Nationen hinweise. Allein, wenn diese Ansiedelungen an einer Stelle stattfanden, die fern lag von der grossen Verkehrsstrasse, wenn die Ansiedler, abgeschlossen durch Sitte und Art von den übrigen Rheinthalbewohnern, das Bedürfniss nach Bronceschmuck und anderen Handelsartikeln nicht kannten, wenn sie vielleicht als allphyle Elemente unter Fremden von diesen Genüssen vielleicht gar ausgeschlossen waren, was hindert uns, diese sporadischen Ansiedelungen von Leuten germanischen Stammes hinabzuverlegen in das 3. und 2. Jahrhundert v. Christus? Dass in vorrömischer Zeit Einwanderungen germanischer Stämme auf keltisches Land am Mittelrhein wirklich stattfanden, dafür ist vollgiltiger Zeuge das Wort des Strabo IV, 193: „nach den Helvetiern wohnen die Sequaner und die Metriomatriker im Rheinlande; unter letzteren hat sich der aus seiner Heimath ausgewanderte germanische Stamm der Triboccher niedergelassen.“ Darnach hatten sich gerade in den in Rede stehenden Gauen am Mittelrhein von Bingen bis Speyer germanische Auswanderer der Triboccher im Lande der

Mediomatriker niedergelassen. Dazu finden sich auffallender Weise gerade an der Pfrimm bei Monsheim und an der Isenach bei Dürkheim wenig oder gar keine Grabhügel¹, die sonst im Mittelrheinthale zahlreich vorkommen. Man wende nicht die Zerstörung durch die Cultur ein; auch damals stellte man die Grabhügel nicht auf fruchtbares Gelände, und gerade die Waldungen von der Isenach bis an die Eis bieten keine Grabhügel, aber vorrömische Reihengräber.

Diese Art der Inhumation schon in vorrömischer Zeit, die Bestattung in Reihengräbern, würde dann am Mittelrhein und sonst die auffallende Erscheinung erklären, warum gerade hier die allgemeine Bestattung so bald Platz griff für die zur Römerzeit übliche Verbrennung. Diese germanischen Stämme am Mittelrhein, die später unter dem Namen Franken auftreten, kannten und übten schon in vorhistorischer Zeit den Brauch, ihre Todten auf förmlichen Friedhöfen in Reihen geordnet zu bestatten.

Im Anschluss an die gallische und römische Sitte war dann am linken Rheinufer zur Zeit der Römerherrschaft der Leichenbrand, der von einzelnen germanischen Stämmen schon früher geübt war, herrschend. Nach dem Vordringen zahlreicher germanischer Schaaren zur Zeit der Völkerwanderung auf das linke Rheinufer und mit secundärer Unterstützung des Christenthums ward dann im 4. Jahrhundert nach Christus der alte Volksbrauch der rheinischen Stämme wieder eingeführt, die Todten in Reihengräbern zu bestatten.

Als Resultate dieser Ausführungen ergeben sich:

1. Die Kelten im Rheinthale pflegten ihre Todten in Grabhügeln zu bestatten oder ihre Asche nach dem Leichenbrand in solchen beizusetzen.

2. Die vom 3. Jahrhunderte vor Christus an auf das linke Rheinufer in einzelnen Schaaren übergesetzten germanischen Stämme setzten ihre Todten in Reihengräbern unverbrannt bei Leichen- und zwar in hockender Stellung.

3. Zur Römerzeit ward der schon von einzelnen germanischen Stämmen, besonders den nördlichen, geübte Brauch der Verbrennung allgemein Sitte

4. Die romanisirten Rheinländer verbrannten ihre Todten und setzten Knochen und Asche bei in Urnen, welche, einfach in die Erde gestellt, grosse Urnenfelder bilden, oder brachten die Aschenurnen in Steinkisten und ausgehöhlten Steinblöcken unter. In grösseren Städten wurden eigene Columbarien, wie in Rom errichtet.

5. In Folge der Einwanderung neuer germanischer Stämme im Laufe des 4. und 5. Jahrhunderts nach Christus, welche ihre alte Bestattungsart mitbrachten, und unter dem Einflusse des Christenthums kam die Bestattung in Reihengräbern wieder auf. Einen Uebergang bildete die Beerdigung in Sarkophagen.

6. Die Reihengräber älterer und jüngerer Zeit, d. h. die Friedhöfe der vorrömischen und der nachrömischen Germanen unterscheiden sich principiell nicht in der Art der Beigaben.

7. Megalithische Grabsetzungen nach Art der norddeutschen, dänischen und schwedischen kommen am Mittelrheine nicht vor. Es fehlen dazu die mächtigen Geschiebe.

8. Der Einfluss der römischen Cultur oder das Fehlen derselben gilt für die Zeitbestimmung der prähistorischen Gräber am Mittelrein, den einzigen sicheren Bestimmungspunkt an.

III.

Die Reihengräber am Mittelrhein.¹⁾

[Vgl. Taf. II. Fig. 6 und Taf. III.]

Wechselte vor Ankunft der Römer am Mittelrhein die Art der Bestattung, indem in den rheinischen Hügelgräbern sich neben Verbrennung auch Bestattung vorfindet, so trat mit der römischen Occupation und dem Wachsen des römischen Einflusses hierin eine Aenderung ein.

Bis ins 3. Jahrhundert wurden die Leichen der römischen Bürger verbrannt und die Aschenurnen mit Geräthgefäßen und Münzen in Steinkisten oder Columbarien beigesetzt. Wie die zahlreichen Urnengrubenfelder von Cöln bis herauf nach Speyer und Strassburg beweisen, war diese Sitte auch tief eingedrungen in die alte gallo-germanische Bevölkerung am Mittelrhein.

Jedoch im 4. Jahrhundert war wohl unter dem Einflusse des Christenthums in Rom diese Sitte nach Macrobius (Sat. VII. 7) ausser Gebrauch gekommen, und es trat an die Stelle der Verbrennung und Beisetzung der Asche in Urnen und Columbarien die Bærdigung in steinernen Särgen oder Sarkophagen²⁾.

¹⁾ Nach einem Vortrage, gehalten in der Versammlung pfälzischer Gymnasiallehrer zu Annweiler, im Juni 1877.

²⁾ Pauly's Realencyklopädie u. funus a. E.

Dass diese Aenderung der römischen Sitte von Einfluss auf die Grenznachbarn, die halbromanisirten Germanen sein musste, ist klar, bedenkt man die Einwirkung, welche der civilisirte Römer auf den barbarischen Franken und Alemanen in den übrigen Gebieten des socialen und commerciellen, politischen und religiösen Lebens ausübte.

Wenn wir nun vom Verlaufe des 4. Jahrhunderts an allmählig alle germanischen Völker in den Bereich der Bestattung in Gräbern treten sehen, so mag allerdings der Einfluss der Römer in erster Linie stehen.

Bei den Franken ging dieser Uebergang wahrscheinlich schon vor Anfang des 4. Jahrhunderts vor sich; etwas später trat dieser bei den Alemanen und Bajuwaren ein. Nach Hölder¹⁾ scheint zwischen dem 4. und 5. Jahrhundert die Leichenverbrennung in Süddeutschland völlig aufgehört zu haben. Wenigstens kennen die ältesten Redactionen der lex alemannica und der lex baivarica nur die Bestattung der Leichen in Gräbern, d. h. in Reihengräbern.

Später trat demnach die Bestattung der Leichen in solchen Gegenden ein, wo die römische Cultur nur indirect oder gar nicht wirkte.

Die Sigurdslieder des Nordens aus dem 7. oder 8. Jahrhundert kennen nur den Leichenbrand, und Brynhild legt sich auf den Scheiterhaufen zu Sigurd, wie uns die Edda erzählt und die Götterdämmerung darstellt.

Bei den Sachsen war die Verbrennung gleichfalls bis in das 8. Jahrhundert üblich, und erst Karl der Grosse brachte ihnen mit der Herrschaft der halb romanisirten Franken auch die Cultur und die Sitten derselben, welche sich an Rom und das Christenthum anlehnten. Eine Reihe von Verordnungen

¹⁾ Zusammenstellung der in Württemberg vorkommenden Schädelformen S. 21.

und Strafe musste der alten Sitte in den Weg treten, um sie auszurotten. Wir führen an aus Pertz *monumenta Germaniae historica* III. 49:

jubemus, ut corpora christianorum Saxonum ad cimeteria¹⁾ ecclesiae deferantur et non ad tumulos gaganorum.

Man vergleiche ferner Hartzheim: *concilia Germaniae* I. S. 55, und das Capitular Karls des Grossen vom Jahre 789. Die Kirche eiferte darnach so heftig gegen die Scheiterhaufen, die sie später selbst für die Lebenden errichtete, dass die Bestattung, die Aussaat des Verweslichen, und das Einzelbegräbniss mit der Vorschrift, dass keiner über den anderen gelegt werden dürfe und der Leichnam nicht auf blosser Erde ruhen solle, als Criterium des Christenthums galt und bei Todesstrafe geboten war.

Doch trotz dieses Einflusses und dieser Macht des Christenthums ist billig zu zweifeln, ob diese Idee es allein durchgesetzt hätte, z. B. bei den heidnischen Alemanen schon im 6. und 7. Jahrhundert die Bestattung einzuführen, bei Heiden, die nach Agathias²⁾ noch damals den alten Baum- und Haincultur ausübten.

Es wird vielmehr darnach wahrscheinlich und ist aus Grabfunden ziemlich sicher, dass schon die Germanen, besonders die Mitteldeutschen die Sitte der Bestattung ohne Einwirkung des Römerthums kannten und anwandten, und dass im westlichen Mitteldeutschland diese Sitte durch Römerthum und Christenthum nur zum völligen Durchbruch kam. Dafür zeigt z. B. die Einfachheit, der Beigaben in den Reihengräbern am Michelsberge zu Dürkheim, die aus blossen Eisenmessern bestehen, und dann vor Allem die Bestattung auf dem Friedhofe von Monsheim aus mindestens dem 3. Jahrhundert v. Chr. (vgl. vorigen Aufsatz).

¹⁾ Von koimeterion = Friedhof (von koimasthai = schlafen, ruhen.

²⁾ Vgl. Agathias, I. 7.

Wie die Stämme nach Sippen individualisirt waren, wie überhaupt die Germanen vor der Berührung mit den Römern auf keiner höheren socialen Stufe standen, als die Horden der Baschkiren und Kalmücken¹⁾, so waren auch ihre Sitten sehr individualisirt, und lange mochte auf dem platten Lande am rechten Rheinufer die Bestattung noch fortgelten, wie riesige Leichenfelder am Neckar beweisen, während zu Nemetes und Mogontiacum, zu Vangiones und Vicus novus die Scheiterhaufen brannten.

Dies zur allgemeinen Orientirung über die mittelhheinischen Reihengräber, die sich im ganzen Gebiete von Wiesbaden und dem Rheingau bis an die Queich und nach Germersheim und weiterhin im Elsass bis an die Breusch vorfinden.

Als das Charakteristikum der Gräberform nehmen wir mit L. Lindenschmit, E. von Paulus und von Hölder, sowie nach eigenen Untersuchungen an²⁾:

1. Die Reihengräber am Mittelrhein liegen gewöhnlich in sanft nach Osten sich abdachenden Bodenabschnitten.

2. Im gewachsenen Boden, im Durchschnitte 1 Meter tief, geht ihre Richtung von Westen nach Osten, so dass das Auge des Todten nach dem Sonnenaufgang schaute. Doch wechselt nach Hölder ihre Richtung je nach der Jahreszeit und dem Stande der Sonne nach Nord- und Südosten

3. Die Gräber liegen in geordneten Reihen neben einander ähnlich wie bei unseren Friedhöfen (vgl. Nachtrag).

4. Sie sind entweder umstellt von langen, gespaltenen, eng aneinander geschlossenen Steinplatten, eine Nachahmung der

¹⁾ Vgl. Petermann's Mittheilungen, Ergänzungsheft Nr. 54, S. 24 - 33.

²⁾ Vgl. L. Lindenschmit's Alterth. u. heidn. Vorzeit, besonders Beilage zum II. B. II. H. 6 T. u. Archiv f. Anthropologie VIII. B. 3. H. S. 162--175; E. von Paulus: die Alterthümer in Württemberg S. 19--23; von Hölder: a. O. S. 26 u. 27; Mehlis: „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande“ III. Abth.

römischen Sarkophage, wie auf den fränkischen Friedhöfen von Trier, Speyer, sowie dem Gräberfelde von Grünstadt und dem vom Michelsberge bei Dürkheim.

5. Oder die Einfriedigung besteht aus mehr oder weniger unregelmässigen Platten, welche gleichfalls den Steinsarg ersetzen, wie zu Weissenheim a/B. und besonders zu Selzen in Rheinhessen.

6. Sehr häufig erscheint auch die Bestattung der Todten in einfachem Löss oder Sand mit Unterschiebung eines Brettes unter den Leichnam, das gewöhnlich vermodert erscheint. So zu Alsheim in Rheinhessen, zu Gersheim in der Pfalz und in andern Reihengräbern in Süddeutschland.

7. Die im bayerischen Hochgebirge und am Starnherger See übliche Sitte des Todtenbrettes, auf das der Verstorbene bis zur Beerdigung gelegt wird, hängt damit wohl zusammen. Letztere Begräbnissart ist die jüngste und leitet über zur Bestattung in Särgen und in gegrabenen Gruben.

Diese sind die Hauptkriterien für die äussere Beschaffenheit der fränkischen Reihengräber am Mittelrhein.

Was die Beigaben der Todten anbelangt, so ist hier ein gewaltiger Unterschied bemerkbar.

Von dem einfachen Eisenmesser, das sich in den Reihengräbern auf dem Michelsberge fand, bis zur Grabstätte des König Childerich († 481) mit seiner goldenen Francisca, den Golbienen und den römischen Goldmünzen, welch' Unterschied¹⁾!

Ein eben solcher zwischen den Gräbern von Weissenheim a/Berg mit den einfachen Thonperlen, den primitiven Bronzeringchen und dem Frauengrab zu Alzey mit der goldenen Nadelbüchse und der herrlichen, edelsteinbesetzten Goldscheibe. Es ist oft ein wahrer *embarras de richesse* von Armringen, Ohr-

¹⁾ Vgl. über diesen Fund G. Richter: Annalen des fränkischen Reichs im Zeitalter der Merovinger S. 24; das Grab wurde 1653 aufgedeckt.

ringen, Spangen, Scheiben oder Brochen, Ketten, Amuletten etc., welche uns die Reihengräber besonders vom Rheingau, Rheinhessen und der Pfalz aufdecken.

Zwei Factoren kommen bei den Beigaben in Rechnung:

1. Die Besitzmittel des Verstorbenen. Der Reiche erhielt wie in den Grabhügeln kostbare Beigaben, der Arme bekam geringes Mitgift auch in die Ewigkeit.

2. Die Zeit. Hierbei kommt vor Allem in Betracht, dass die Reihengräber, je weiter sie von der Kirche des Ortes, zu dem sie gehören, entfernt liegen, und je mehr sie Beigaben und besonders Urnen und Gefässe besitzen, auf ein desto höheres Alter Anspruch machen

Die Motive dafür liegen in dem Fortschreiten des Christenthums, welches die Anlage der Friedhöfe in der Nähe eines Klosters oder einer Kirche verlangte (vgl. von Hölder a. O. S. 27.)

Die Abnahme der Beigaben und der Reste des bei der Bestattung üblichen Opfermahles und Opferbrandes stimmt ferner überein mit den Verboten, die Päpste, Concilien und Kirchen erliessen.

Heisst es doch z. B. im *indiculus superstitionum et paganiarum*: de sacrilegio ad sepulchra mortuorum, de sacrilegio super defunctos i. e. dadsisas.

Ausser dem geben Zeitbestimmungen an: das Seltenerwerden der Bronze, die in den späteren Todtenbäumen allmählig in Messing übergeht (vgl. E. von Paulus a. O. S. 21), die Häufigkeit des Silbers, das Aufkommen der Sachse, die Beigabe von Kernfrüchten, besonders Haselnüssen, das Verschwinden der Römermünzen und Graburnen, ferner die Lage der Reihengräber im Verhältniss zu der bestehender Orte¹⁾.

¹⁾ Ueber die Verbreitung in Mitteleuropa vgl. von Hölder a. O. S. 26 und 27.

Auch in den Reihengräbern aus ziemlich derselben Zeit lassen sich Unterschiede bemerkbar machen und besonders nehmen die mittelhheinischen eine wichtige und eigenartige Stellung ein.

In den einen Reihengräbern, besonders in alten Römerorten, zu Kreuznach, Bingen, Wiesbaden, Speyer, Oestrich, Mainz, Alzey, Worms, Bonn, Ingelheim, Kirchheim a. d. Eck, Gersheim finden wir treffliche Waffen:

den Angon, der dem römischen Pilum entspricht und aus ihm hervorging.

die Spatha, die eine Nachahmung des römischen Gladius sind, den Dolch, die Lanze, die Pfeilspitze, den Schildbuckel; alles analog römischen Vorbildern nachgebildet und weiter gebildet. Neu sind das Eisenbeil, die Francisca, und die cultri validi, Scramasaxe.

An älteren Schmuck- und Ziergegenständen treffen wir an: römische Gläser und Becher, wie an der Pfrimm und bei Eisenberg, zu Speyer und zu Mainz.

Ferner die den römischen Agraffen nachgebildeten Zierscheiben und Zierplatten. Die Form und die Technik geht hierin auf römische Muster und fremde Meister zurück.

Man wird mit Lindenschmit getrost auch annehmen können, dass diese fibulae und pungaе vielfach auf latino-byzantinischen Ursprung zurückgehen.

Von der Thätigkeit fremder römischer Goldschmiede und dem Handel mit wandernden Schmuckhändlern zeigt die Gegenüberstellung der barbari aurifices und der germanischen in der Vita Sankti Severini und die Anführung der transmarini negotiatores, die ornamente et gemmas liefern (vgl. Lindenschmit: Alterthümer u. h. V. II. B. Beilage zum II. Heft Taf. VI.).

Zu diesem Haften an römischen Formen kommt von der Zeit der Völkerwanderung an in anderen Reihengräbern das Eindringen fremder Ornamentik auf den Schmuckgegenständen,

besonders den Spangen, die den Mantel zusammenhielten, und den Wehrgehenkschnallen am Wehrgehenkriemen.

Als Hauptkriterien dieses fremden, nordgermanischen¹⁾ Geschmackes bezeichnen wir die mannigfach und schlangenartig verschlungenen Bänder, die auf bronce- und silbernen spangenförmigen Gewandnadeln sehr häufig vorkommen; dann Schlangenköpfe, die als Ausgangspunkt belebten Bandschlingwerkes auf Beschlägen und als Haften sich finden.

Das Material betreffend, so überwiegt bei den Schmuckgegenständen solcher Art das Silber über das Gold, das Eisen oder Stahl über die Bronze, die nur vereinzelt zu Schmuckgegenständen in dieser Periode verwandt wird.

In der Technik verdrängt die Tauschirarbeit die Einlagen von Edelsteinen und farbigem Glas, und es lieben diese Spangen, deren Charakter am besten das Grabfeld von Nordendorf repräsentirt, die reiche Abwechselung der Metallfarben und ein buntes Zusammenspiel derselben.

Die ausgebildete Technik an diesen Arbeiten, die Ciselirung, die tief eingeschnittene Ornamentik, die mit einer Art Niello geschmückten Silberstreifen, nöthigen zu der Ansicht, die Lindenschmit vertritt, dass sie ihre Ausbildung erst im 7. Jahrhundert erhielt, und dass sie mit den Anfängen der ihr inhärenten, eigenthümlichen Ornamentik erst seit der Mitte des 5. Jahrhunderts auftritt. Die Arbeit dieser im barbarischen Geschmacke ausgeführten Schmuckstücke müssen wir im Anfange gleichfalls römischen Technikern zuschreiben. Hatte doch die römische Regierung in Gallien eigene Barbarii oder Barbaricarii angestellt, die Metallarbeiten in barbarischem Geschmacke anfertigten (vgl. A. Jahn, die Geschichte der Burgundionen und Burgundiens I.

¹⁾ Es waren ja die Burgunder und Sueben (= Semnonen), sowie die Alemannen, die zur Zeit der Völkerwanderung an den Rhein dringen, eigentliche Nordgermanen, während die Franken ihren Kernsitz im Mainlande, also in Mitteldeutschland hatten,

S. 214 und 226). Machen es doch Engländer und Russen heutzutage mit ihren Ausfuhrartikeln geradeso. Wie der Käufer, so die Waare!

Ohne nun eine nähere Specialisirung zu versuchen, muss es bei der Vergleichung der Schmuckfunde aus Reihengräbern vom Rheingau, Rheinhessen und die Rheinpfalz mit denen aus Schwaben, Burgund und besonders von Nordendorf auffallen, dass die am Mittelrhein scheibenförmigen Gewandnadeln den stehenden Schmuck auch der ärmeren Classen ausmachen, wie z. B. die Zierscheiben aus Eisen mit aufgelegtem Bronzeblech vom Todtenfelde von Alsheim beweisen, dessen Leichen in ihren Schädeln den reinen fränkischen Reihengräbertypus aufweisen [vgl. „Zeitschrift für Ethnologie“ IX. B. S. (495) — (504)]

Ebenso enthalten die ihrer Bevölkerung nach fränkischen Orte: Geisenheim, Dotzheim, Rüdesheim, Rosenheim, Abenheim, Freilaubenheim vorzugsweise die runden Scheibenfibeln (pungae).

Dagegen je weiter man nach Süden kommt, und dies tritt in der Pfalz schon in Dürkheim und Gersheim auf und setzt sich im Elsass in den Reihengräbern von Diemeringen und Hochfelden, Herlisheim und Brumat weiter fort, siegt die Spange über die Scheibe und die Tauschirarbeit über die Einlegarbeit. Auch hier scheint in den Nordgauern des Mittelrheines noch römische Form, römischer Geschmack, römische Arbeit von nachwaltendem Einflusse gewesen zu sein.

Es geht im Allgemeinen aus solchen Anhaltspunkten hervor, dass sich am Mittelrhein die römische Cultur nicht nur in Waffen und Keramik, sondern auch in der Wahl der Schmuckgegenstände am besten erhalten hat, weil sie hier über die Pässe des Hartgebirges am flutreichsten eingedrungen war.

Ob sich aus den feineren Unterschieden dieser Schmuckgegenstände, auch der Spangen, deren Figur bei denen aus dem Mittelrheinlande mehrentheils, so bei denen von Freilaubersheim

und Gersheim einen ovalen Obertheil, bei denen von Nordendorf und Hochfelden einen viereckigen und rautenförmigen trägt¹⁾), Schlüsse auf die Bevölkerung ziehen lassen, wollen wir vor der Hand dahingestellt sein lassen, obwohl die ovalere Form einen romanisirenden Charakter trägt und somit der fränkisch-mittelrheinischen Cultur conform wäre. Aber auch in der Ornamentik der Spangen vom Mittelrhein einerseits, dem Frankenlande und dem Oberrhein, sowie Württemberg andererseits, dem Alemannenlande, lassen sich Differenzen nachweisen, doch sei hier vorläufig nur auf ihre Existenz verwiesen.

Eine Mittelstellung nehmen Spangen mit abgerundeten Ecken wie die von Dürkheim und Wurmlingen ein²⁾).

Es finden sich übrigens diese Mittelglieder gerade auf den Strichen, wo auch sonst noch Sprache, Sitte und Ortsnamen der Scheide zwischen fränkischem Wesen und alemanischer Art sich hinzieht.

Was speciell die Pfalz betrifft, so zeigen Dialect und Typus, Sitte und Ortsnamen zur Genüge, dass die Grenze zwischen Franken und Alemanen auf dem Boden derselben verläuft.

Die sprachliche Grenze zwischen Franken und Alemanen zieht im Allgemeinen längst der Queich, und in ihrer Nähe finden wir auch den häufigsten Wechsel zwischen den Endungen der fränkischen Orte, die auf heim, hausen, bach, dorf, feld, scheid, born etc. auslaufen, und den alemanischen, die mit ingen, weiler, hofen, ach, bronn, beuren, stätten, wang etc. schliessen.

Die Wichtigkeit gerade dieses topographischen Gebietes für die Unterscheidung fränkischer und alemanischer Art in cultur-

¹⁾ Vgl. Lindenschmit, Alterth. u. n. V. II. B. 2. H. 6. T. Nr. 1 und 2, u. III. B. 4. H. 6. T., sowie einige Privatnotizen des V.'s aus dem Museum zu Colmar.

²⁾ Vgl. Lindenschmit a. O. I. B. 10. H. 8. T. Nr. 6, und II. B. 10. H. 6. T. Nr. 7.

geschichtlichen Functionen erhellt aus diesen Anführungen zur Genüge. (Vgl. zu dieser Materie Arnold: Ansiedlungen und Wanderungen deutscher Stämme S. 147—225; Forschungen zur deutschen Geschichte 16. Bd. 2. H. Baumann: S. 233; über die Dialecte in der Pfalz vgl. Bavaria, Rheinpfalz, Schandeln: S. 217—263, H. Pfister: Zur Vorgesch. der hochdeutschen oder suevischen Stämme S. 42—47). --

Fassen wir unsere Resultate zusammen, so erhalten wir:

1. Die (jüngeren; vgl. vorigen Abschnitt) Reihengräber am Mittelrhein bergen in sich seit dem 3. Jahrhundert die Reste der fränkischen Bevölkerung.

2. Seit dem 5. Jahrhundert auch die Leichen der Alemannen.

3. Die fränkischen Waffen und Schmuckgegenstände tragen vorzugsweise Erinnerungen an latino-byzantinische Technik und Ornamentik an sich.

4. Die süddeutschen Reihengräber vorzugsweise verrathen in Geschmack, Ornamentik und Technik einen fremden, dem nordisch-scandinavischen ähnlichen Typhus; man wird solche Gräber als alemannische bezeichnen dürfen.

5. Für die Unterscheidung beider Arten sind die Grenzlande am Rhein von Wichtigkeit, besonders das Gebiet, das Franken und Alemannen mit ihren Ansiedelungen gemeinsam bevölkerten, von der Nahe bis zur Lauter, d. h. der Nahegau, der Wormsergau, der Speyergau.

Diesen vorläufigen Resultaten schliessen wir, schöpfend aus Lindenschmit's Werk und eigenen Studien ein alphabetisch geordnetes Verzeichniss der Orte an, wo bis jetzt am Mittelrheine von Bingen bis an die Lauter, der Grenze zwischen Pfalz und Elsass, und zwar besonders am linken Ufer Reihengräber ent-

deckt wurden. Wir schliessen daran auch einige elsässische Orte, deren Funde in den Museen zu Colmar, Strassburg und Zabern¹⁾ liegen. Pfälzische Orte sind durch gesperrten Druck gezeichnet, Es bedeutet ausserdem: R.-Pr. = Rheinprovinz, R.-G. = Rheingau, R.-H. = Rheinhessen, St. = Provinz Starkenburg, W. = Württemberg, E. = Elsass:

- | | |
|----------------------------------|----------------------------------|
| 1. Abenheim bei Worms. | 32. Heidesheim in R.-H. |
| 2. Alzey in R.-H. | 33. Herlisheim im E. |
| 3. Albig in R.-H. | 34. Hochfelden im E. |
| 4. Alsheim in R.-H. | 35. Ingelheim in R.-H. |
| 5. Babenhausen in St. | 36. Kempten bei Bingen. |
| 6. Bendorf bei Coblenz. | 37. Kirchheim a/d. Eck in d. Pf. |
| 7. Berzdorf am Niederrhein. | 38. Kostheim bei Mainz. |
| 8. Bierstadt bei Wiesbaden. | 39. Krailsheim in W. |
| 9. Bingen. | 40. Leehberg im E. |
| 10. Bonn. | 41. Lohr im E. |
| 11. Bosenheim. | 42. Lörzweiler in R.-H. |
| 12. Brumat im E. | 43. Mackweiler im E. |
| 13. Castel bei Mainz. | 44. Michelsberg bei Dürkheim. |
| 14. Dalsheim bei Worms. | 45. Mommernheim in R.-H. |
| 15. Darmstadt. | 46. Monsheim in R.-H. |
| 16. Dotzheim im R.-G. | 47. Mundenheim in d. Pf. |
| 17. Diemeringen im E. | 48. Mussbach in d. Pf. |
| 18. Dürkheim i. d. Pf. | 49. Mutterstadt in d. Pf. |
| 19. Ebersheim in R.-H. | 50. Nackenheim in R.-H. |
| 20. Engers bei Wiesbaden | 51. Neuhausen in d. Pf. |
| 21. Frankfurt a/M. | 52. Niederursel im R.-G. |
| 22. Flomborn in R.-H. | 53. Nierstein in R.-H. |
| 23. Freilaubersheim in R.-H. | 54. Odratzheim im E. |
| 24. Freinsheim in d. Pfalz. | 55. Oberolm in R.-H. |
| 25. Geisenheim im R.-G. | 56. Osthofen in R.-H. |
| 26. Gersheim in d. Pfalz. | 57. Oestrich im R.-G. |
| 27. Grosswinternheim in R.-H. | 58. Rüdesheim im R.-G. |
| 28. Grünstadt in d. Pf. | 59. Schierstein im R. G. |
| 29. Gundelsheim in W. | 60. Speyer. |
| 30. Guntershausen in Oberhessen. | 61. Selzen in R.-H. |
| 31. Hassloch in d. Pf. | 62. Sponsheim in R.-H. |

¹⁾ Das prähistorische Material von Elsass-Lothringen ist bis jetzt noch nicht gesammelt worden; der Verfasser sieht sich hierin auf seine eigenen Studien angewiesen

63. Sprendlingen in R.-H.

64. Sinsheim in B.

65. Virnheim in B.

66. Wahlheim in B. (?)

67. Wallstadt in B.

68. Walluf im R.-G.

69. Westhofen in R.-H.

70. Wiesbaden.

71. Wiesenthal in St.

72. Worms.

73. Wörrstadt in R.-H.

74. Zahlbach in R.-H.

Nachtrag.

Reihengräberfeld von Gersheim.

Als Anhang zum Gegebenen wird hier die Mittheilung von Interesse sein, dass in den letzten Tagen des November 1878 in unmittelbarer Nähe des Bahnhofes Gersheim, auf einem Berg-
hügel Ausgrabungen eines Reihengräberfeldes vorgenommen werden, welche zur rheinischen Archäologie manches Bemerkenswerthe beitragen dürften. Schon vor einigen Jahren wurden beim Bau der Strasse nach Walsheim an derselben Stelle einige Reihengräber aufgeschossen, welche verschiedene Waffen, Münzen, Gefässe etc. enthielten, die im historischen Museum in Speyer ihren Platz gefunden haben. Im Laufe des heurigen Sommers nun wurden durch die beim Bahnbau hier beschäftigten Ingenieure weitere Nachgrabungen vorgenommen, welche in der südlichen Fortsetzung obiger Fundorte drei weitere, anscheinend weibliche Skelette zu Tage brachten, bei denen sich Glas- und Thonperlen der verschiedensten Farben, sowie einige Münzen und Schmuckgegenstände vorfanden. Zur Zeit werden die Ausgrabungen in der nördlichen Fortsetzung der Gräberreihe bethätigt, wobei bis jetzt vier männliche und ein weibliches Skelett, sowie ein weiteres Menschengerippe zu Tage gefördert wurden, welch' letzteres mit auf den Rücken zusammengelegten Armen und gekreuzten Füßen mit dem Rücken nach oben im Grabe lag, so dass hier offenbar angenommen werden kann, dass dasselbe in derart gebundenem Zustande beerdigt wurde. Während

bei den ersteren Gerippen Waffen der verschiedensten Art, Pfeil- und Lanzenspitzen, Reste von Tongefäßen und eines Harnisches, Kämme, Gürtelbeschläge, Perlen, Wildschweinhaner etc. vorgefunden wurden, war bei letzterem gar nichts zu finden. Auch lagen erstere und ebenso die früher vorgefundenen Skelette derart im Grabe, dass dieselben genau nach Osten schauten, während letzteres ausnahmsweise mit dem Gesicht nach Westen, also in verkehrter Richtung lag. Diese Umstände lassen vermuthen, dass es ein Verbrecher war, der — wie schon oben angedeutet — von seinen Zeitgenossen gebunden ohne Waffen und Schmuck hier beerdigt wurde und nicht würdig erachtet wurde, selbst im Grabe der aufgehenden Sonne sein Antlitz zuzukehren¹⁾. Die vorgefundenen Gerippe waren zum Theil noch sehr gut erhalten, manche Schädel konnten noch ganz herausgenommen werden, und hauptsächlich sind die Zähne noch in bestem Zustande.

¹⁾ Eine bis jetzt in Reihengräbern ganz vereinzelte Thatsache (nach d. V.'s Wissen, welche das hohe Interesse der deutschen Alterthumskunde und Ethnologie erregt.

IV.

Ueber die Zusammensetzung des deutschen Volkes¹⁾.

Ipsos Germanos indigenas crediderim minimeque aliarum gentium adventibus et hospitiis mixtos, zu Deutsch: die Germanen selbst sind Ureinwohner und durchaus nicht durch Einwanderungen und Verkehr mit fremden Völkern gemischt, ist meine Ansicht. So schreibt Tacitus in der Germania im zweiten Kapitel über die damalige ethnologische Einheit der germanischen Stämme.

Bringen wir die Ansicht des römischen Geschichtsschreibers unsern Begriffen näher, so will er offenbar sagen, die Germanen sind 1. ein Urvolk und 2. kein Mischvolk.

Damit ist aber nicht von ihm behauptet, dass nicht schon damals im Umfange Deutschlands vor 2000 Jahren, vom Rhein bis zur Weichsel und von der Donau bis an die Nordsee, sich fremde Völkerschaften befanden, und nicht allophyle Elemente mitten unter rein germanischen Stämmen geduldet wurden.

So berichtet Tacitus von einigen Völkchen am Erzgebirge,

¹⁾ Aus der Zeitschrift „Kosmos“ I. Jahrg., 1877.

dass ihre gallische und panonnische Sprache ein Beweis für ihre nichtgermanische Abkunft sei, und ausserdem der Umstand, dass sie Abgaben dulden. Auch die Suionen im heutigen Schweden scheinen nach seinen Mittheilungen keine reinen Germanen gewesen zu sein. Die Peuciner, Veneden (Wenden) und die Fennen (Finnen) stellt er zwischen Germanen und Sarmaten (Slaven) ausdrücklich als Mischvolk hin¹⁾. Ihre Beschreibung stimmt mit der Lebensweise der Nomadenhorden überein, wie sie noch bis heute den Südosten Europas durchziehen.

Darnach kennt und nimmt Tacitus bereits damals in Deutschland hinlänglich nichtgermanische Elemente im Westen am Rhein und im Osten am Erzgebirge an, welche ein Licht werfen auf seine Ansicht von der Zusammensetzung der Völker auf deutschem Boden.

Aber nicht nur in ethnologischer Hinsicht giebt der scharfblickende Römer Differenzen an, sondern auch in socialer.

Im 25. Capitel beschreibt er den Zustand der Sklaven und Freigelassenen. Die Stellung der ersteren entspricht derjenigen der Hörigen im Mittelalter, die Rechtsverhältnisse der zweiten denen der Pfahlbürger in der „guten, alten Zeit“.

Zwar spricht der Römer davon, dass auch Freie in den Zustand der Knechtschaft herabsanken, dass auch Kriegsgefangene zu Sklaven gemacht wurden, allein das sind Ausnahmen. Die ganze sociale Einrichtung von Sklaven und Freigelassenen kann nur auf einer ethnologischen Differenz der Herren und der Sklaven beruhen. Es ist dieser Zustand nicht verschieden gewesen von dem in Indien, Griechenland und Italien. Entweder brachten sie diese Knechte schon bei der Einwanderung mit oder sie unterjochten bereits vorgefundene Stämme. In den Felsenhöhlen

¹⁾ Vgl. „Germania“ des Tacitus 46. Cap. und Holtzmann, germanische Alterthümer, S. 265—266.

und Seewohnungen, in den Namen und Mythen, in den Sagen von Riesen und Zwergen sind ja noch hinlänglich Spuren einer solchen vorgermanischen Urbevölkerung vorhanden, und Finnen und Lappen, Kelten und Basken mögen in zurückgebliebenen Resten die Contingente zu jener unfreien Population gestellt haben ¹⁾).

Wir können nach den Nachrichten der alten Autoren, nach den Schlüssen daraus, nach den archäologischen Momenten, nach Namen und Sagen als gesichert folgende Sätze annehmen:

1 Schon vor den Germanen bewohnten prähistorische Stämme Deutschland.

2 Die Germanen unterjochten oder vertrieben diese bei ihrer Einwanderung.

3. Die unterjochten wurden Sklaven oder Freigelassene; in einigen wenigen Gegenden erhielten sie ihre Unabhängigkeit ²⁾).

4. Die Germanen mieden in der ältesten Zeit die Mischung mit diesen allophylen Elementen.

5. Der Procentsatz der unfreien Bevölkerung muss in Altdeutschland ein sehr grosser gewesen sein, da sie als Hörige oder Leten (= Leute) das Ackerland bebauten und im Hause der Herren die Geschäfte verrichteten.

6. Nur im Osten fand schon zur Zeit des Tacitus eine Mischung zwischen Germanen und Slaven statt.

Fragen wir nun noch, wo sich im Allgemeinen die bunte Zusammensetzung der deutschen Bevölkerung bis an die Grenze der Völkerwanderung im dritten Jahrhundert ergeben muss, so sind wir auf die grossen Völker- und Verkehrsstrassen des Rhein- und Donauthales angewiesen.

¹⁾ Vgl. Virchow, die Urbevölkerung Europa's, und Fraas, die alten Höhlenbewohner.

²⁾ So will Arnold in den Anwohnern der Schwalm noch keltische Reste erkennen; in den Cevennen will man nach einer Mittheilung im „Globus“ Nichtarier entdeckt haben.

Hier in diesen reichgesegneten Gauen vom Bodensee bis zum Wienerwald, vom Jura bis an den Niederrhein sass schon vor Römern und Germanen eine verhältnissmässig dichte Urbevölkerung, deren Aktionselement den Kelten und Rhätiern (Etruskern)¹⁾ zugeschrieben werden muss. Noch heute kann man in dem regsamen, launigen, lustigen, wechselnden Charakter des Rheinländers das keltisch-gallische Ferment erkennen, wie es deutlich Caesar und Ammianus Marcellinus schildern. Noch heute mag in dem metallkundigen Steyermärker ein Stück von der alten Geschicklichkeit stecken, welche die Etrusker zu den Engländern der Vorzeit machte. Diese keltisch-römische Bevölkerung, die den Main und den Neckar, die Altmühl und den Regen hinaufreichte, verschmolz binnen drei Jahrhunderten mit der römischen Invasion zu einer neuen ethnologischen Einheit, der romanischen Bevölkerung. Deren Grundstock erhielt sich trotz dem Ansturme der Alemannen, der Quaden und Semnonen in den städtischen Centren im Donauthale, in Augsburg und Kempten, in Passau und in Wien. Die Germanen selbst wohnten nicht in Städten, sondern in Dörfern und auf Höfen und brauchten darum die erfahrenen Stadtbewohner zum Handel und zum Handwerk, zum Verkehr und zur Culturarbeit²⁾).

Noch besser stand es mit der fränkischen Invasion am Rhein. Die Franken hatten von Rom gelernt; sie machten die keltisch-römischen Volkstheile nicht zu Hörigen und Knechten, wie die Alemannen, sondern sie nahmen sie unter sich auf, eigneten sich ihre Sprache an und brachten in Sitte und Glaube, in Mischung und Aussehen die Verbindung des romanischen Ele-

¹⁾ St e u b identificirt Rhätier und Etrusker, auch K. O. Müller spricht sich nicht dagegen aus.

²⁾ Eine Reihe wichtiger Gesichtspunkte für die Völkermischung in den Donaugauen giebt J. J u n g, Römer und Romanen in den Donauländern, bes. S. 178—282; vgl. auch Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie 1876. Nr. 5. W. S c h m i d t.

menten mit dem germanischen zu Stande. Hier am Rhein erhielt sich in Bildung der Seele und des Körpers der Romanismus am kräftigsten¹⁾.

Für die römisch-fränkische Epoche können wir abermals die Resultate für die Veränderungen der deutschen Bevölkerung in folgenden Grundsätzen zusammenfassen:

1. Am Rhein und an der Donau sassen römisch-keltische Bevölkerungselemente.

2. Am Rhein und an der Donau finden wir die römisch-keltische Cultur im Contact mit den germanischen Stämmen.

3. Am Rhein und an der Donau blieb, vorzugsweise in den Städten, ein Rest der romanischen Mischbevölkerung zurück.

4. Besonders am Rhein haben sich die germanischen Elemente mit den romanischen zu einer neuen culturellen und ethnologischen Einheit verbunden: der fränkischen.

Erhalten wir so für den Westen und Süden Deutschlands für die ersten acht Jahrhunderte unserer Zeitrechnung die Andeutungen für die Zusammensetzung der deutschen Bevölkerung, so ergiebt die Geschichte der nächsten acht Jahrhunderte solcher genug für den Osten Deutschlands von der Elblinie bis zur Weichselgrenze.

Im Osten Deutschlands waren nach Abzug der Gothen und Burgunden, der Semnonen und Bajuwaren auf der Linie vom Strande der Ostsee bis hinauf zu den Alpenfirsten die slavischen Stämme langsam aber sicher vorgerückt. Die Thäler der Oder und Weichsel, der Mitteldonau, ja selbst den östlichen Theil des Rheingebietes am Main hatten sich occupirt und colonisirt. Ihre ungehinderte Einwanderung ging vom Ende des 5. bis Anfang des 9. Jahrhunderts vor sich. Da begann, seit Karl dem Grossen, der Kampf gegen das Slaventhum im Osten, der ein volles halbes

¹⁾ Vgl. Hausrath, die oberrheinische Bevölkerung in der Geschichte, und des Verf.'s, der Rhein und der Strom der Cultur. 1. Th.

Jahrtausend andauerte. Doch wurde auch das Markenland östlich der Elbe bis zur Oder von slavischer Herrschaft gereinigt, wurden auch die Polaken und Sorben, die Lutizen und Obotriten im wildesten Kampfe der Rassenherrschaft zu Tausenden niedergemacht, der Grundstock des Slaventhums östlich der Elbe wurde nicht ganz ausgerottet, ja zwischen Oder und Weichsel blieb er bis auf den heutigen Tag im Wesentlichen erhalten¹⁾.

Eine Hauptfolge dieser Unterdrückung des Slaventhums, besonders in Nordostdeutschland, war die, dass gefangene Slaven oder Sklaven in alle Himmelsrichtungen Deutschlands versetzt wurden. Slavische Knechte waren seit dem 9. Jahrhundert so häufig in Deutschland, dass ihr Name Slave (Sklave) statt des Wortes Knecht (servus) gebraucht wurde. Wende oder Winde galt lange Zeit als Schimpfname, wie nachher Schelm oder Wälscher²⁾, was den Romanen bezeichnete. In den grossen Handelsstädten an den deutschen Küsten fanden bis Ende des 12. Jahrhunderts grosse Sklavenmärkte statt, welche die knechtarmen Gegenden mit Sklaven besorgten. Man kann behaupten, dass vom 9. bis 14. Jahrhundert eine Infiltration der niederen Bevölkerung in Deutschland mit slavischen Elementen vor sich ging, und zwar gilt dieser Satz besonders für die Küsten an der Nord- und Ostsee. Ausserdem kamen durch die Einfälle der Avaren, Ungarn, Tartaren, und ihre Gefangennahme, besonders nach dem Südwesten Deutschlands, viele fremde turanische Elemente, die alle dem Sklavenstande eingereiht, besonders in die niederen Classen eine noch buntere Mischung brachten.

Bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts kann man mit Hölder

¹⁾ Vgl. das Nähere bei Hellwald, Culturgeschichte. 2. Aufl. II. Bd. S. 77—83, und besonders bei Hölder, Zusammenstellung der in Württemberg vorkommenden Schädelformen. S. 28—30, ausserdem Bacmeister, Alemarnische Wanderungen. S. 150—163.

²⁾ Schelm besonders am Rhein, Wälscher in den Donaulanden. „Schimpfnamen“ sind öfters Reste ethnologischer Differenzen.

diese Fluctuationen unter der deutschen Bevölkerung rechnen, welche besonders östliche, slavische und turanische Elemente in die Bevölkerung einführten. Eine Zusammenfassung der Resultate ergiebt:

1. Der Osten Deutschlands wurde bis an den Thüringerwald und die Saale, die Frankenhöhe und die Tauber, bis an Inn und Etsch mit Slaven bevölkert.

2. Der Kampf des Germanismus gegen den Slavismus rottete links der Elbe letzteren aus und versetzte seine übrig gebliebenen Elemente in die Städte des inneren Deutschlands und an die Nordküsten.

3. Im Nordosten Deutschlands, besonders rechts der Oder, hat eine starke Mischung slavischen Grundstammes mit germanischer Einwanderung Platz gegriffen.

4. Die Rassenbewegung findet ihren Abschluss Mitte des 14. Jahrhunderts.

Waren jedoch vor dem Einflusse des Christenthums die ethnologischen Elemente Deutschlands zugleich sociale Trennungsglieder, so hob der Einfluss des Christenthums, je länger je mächtiger, diese Scheidewand allmählig auf. Die Rasseneinheit der Germanen beginnt seit jener Mischung in Physiognomie und Schädelbildung zu schwinden¹⁾; der specifische Typus der Germanen, der lange Schädel, die hellen Haare und die blauen Augen beginnen sich allmählig in den Gegenden, wo die meisten fremden Elemente eingedrungen, zu verlieren.

In anderen Gegenden, am Rhein und an der Donau, waren die Germanen nie vorherrschend, und wir finden dort nach den Untersuchungen der deutschen anthropologischen Gesellschaft die dunkelsten Complexionen, die wenigsten Langschädel, die meisten Abweichungen von den klassischen Eigenschaften der Germanen²⁾.

¹⁾ Vgl. Hölder, a. a. O. S. 30.

²⁾ Ueber die klassischen Eigenschaften der Germanen vgl. Virchow, Correspondenzbl. d. deutschen Gesellschaft f. Anthropologie, 1877, Nr. 1. S. 5

Bedingen im Nordosten Deutschlands p h y s i s c h e Gründe die bessere Erhaltung der helleren Complexionen, so ist es doch kein Zweifel, dass nach den vorhergehenden Ausführungen auch hier, und zwar besonders in den niederen Ständen, die Bevölkerung stark mit nichtgermanischen Elementen versetzt ist. So ziemlich rein haben sich darnach nur die Gaue des mittleren Deutschlands von den Mündungen der Ems und Weser bis zur Elbe, in einem Viereck reichend bis zum hessischen Berglande, dem westlichen Abhange des Thüringerwaldes, der thüringischen Saale und der lüneburger Haide erhalten. Hier wohnen im Wesentlichen noch immer die Nachkommen der alten Chatten und Sigambrier, der Cherusker und der Friesen. Wie im übrigen Europa die Nachkommen der Gothen und Vandalen, der Burgunden und Longobarden in fremder Bevölkerung untergingen, so auch haben die Enkel der Franken und Bajuwaren, der Sueben und der Markomannen im Westen und Osten sich wesentlich ihres germanischen Typus entäussert: *Roma capta ferum victorem cepit*.

Im Osten sehen wir entweder später eingewanderte deutsche Bevölkerung, so besonders in Brandenburg, oder eine Mischung des slavischen mit dem germanischen Typus, wobei jedoch die helleren Complexionen des germanischen Typus meistens erhalten bleiben ¹⁾).

Wollen wir noch einen Blick auf die Zukunft der deutschen Bevölkerung in anthropologischer Hinsicht werfen, so erscheinen allerdings die Freizügigkeit, die Emancipirtheit unserer Tage von socialen Hemmungen in den Heirathen, ja auch die Präponderanz der mittleren und niederen Klassen, die meistens der

¹⁾ Häufig sind z. B. Blonde unter den Polen, worauf jüngst Fr. von Hellwald den Verf. aufmerksam machte.

Näheres über die Vertheilung des hellen und dunkeln Bevölkerungselements in Deutschland vgl. Correspondenzblatt d. deutschen Gesellschaft für Anthropologie 1876, Virchow, S. 91—102, sowie des Verf.'s, Aufsatz, „Ueber deutsche Schädel“, Didaskalia 1876, Nr. 259; vgl. N. V.

Mischbevölkerung entstammen, als wenig geeignete Faktoren, um die Reinheit des germanischen Typus wieder herzustellen. Im ganzen ist der deutsche Adel Conservator des germanischen Rassentypus und ebenso hat sich das urfreie deutsche Bauernthum rein erhalten in Westphalen und an der Nordsee; beides Elemente, welche die somatischen Charaktereigenschaften des Germanen am besten restringirt haben. Ob sich in dem steten Kampfe zwischen dem germanischen Typus gegen seine Mischformen und seine Gegner, den turanischen und sarmatischen Typus, ersterer erhalten wird, ist zu bezweifeln. Sollte aber auch bis auf wenige Reste der germanische Körperbau zu Gunsten des romanischen Typus im Südwesten und des sarmatischen im Nordosten zu Grunde gehen, so ist es andererseits keine Frage, dass es ebenso anderen Rassen im Süden und Westen erging, ja vor unseren Augen greifbar in Nordamerika ergeht. — Wir können uns entweder mit jenen trösten oder in diesem Kampfe eine Naturnothwendigkeit erblicken, die über dem Einzelnen hinweg eilt, und die es vollbrachte, dass — sei's wie's ist — aus den germanischen Stämmen binnen anderthalb Jahrtausenden entstand das deutsche Volk. Ist es ja immerhin ein Trost, dass, wenn auch der Körper der Germanen und sein Aeusseres mählig zu Grunde geht, doch immer höher wächst der Bau des deutschen Geistes und der deutschen Sprache.

V.

Ueber deutsche Schädel¹⁾.

Es ist ein Hauptverdienst der anthropologischen Forschung, auf die Unterschiede hingewiesen zu haben, die in den Dimensionen des menschlichen Schädels bestehen, während bis noch vor Kurzem die anatomische Forschung sich begnügte, den Camper'schen Gesichtswinkel zu bestimmen. Während bis jetzt dieser Winkel, der das Verhältniss der Stirn- und Kinnlage zum horizontalen Gesichtsdurchschnitte veranschaulicht, oder das Schnittprofil nach Lavater genannt, für die Rasse bezeichnend war, haben die Untersuchungen von Virchow nachgewiesen, dass die Zuspitzung dieses Winkels, die sich in einem auffallenden Hervortreten der Kiefern und des Kinns kundgibt, und als solche mit Prognathismus bezeichnet wird, häufig mit einer pathologischen Eigenthümlichkeit, dem Cretinismus in Zusammenhang steht, wesshalb dieser Winkel für die Rassenbestimmung unzureichend erscheint. Ausserdem bringen selbst bei derselben Rasse nichtpathologische Momente einen Unterschied des Winkels hervor. So sind nach Virchow die Frauen prognather, d. h. ihr Unterkiefer tritt stärker hervor. Aber

¹⁾ Aus der „Didaskalia“ 1876.

nicht wegen grösseren Appetites wie bei den Affen, deren Gesichtswinkel höchstens (so beim *Chrysostorix simeia*) gegen 50 Grad erreicht, während die Profile der Griechen und Römer mehr als 80 Grad aufweisen — diese wäre ja im Gegentheil mehr beim Manne vorauszusetzen —, sondern wegen der grösseren Zungenausbildung und der geringeren der Hirnsubstanz. Diese grössere Beweglichkeit des Zungenapparates bewirkt eine Vergrösserung des *perpetuum mobile femininum*, und als Folge davon entstünde eine Vorrückung des Unterkiefers. Welcher fühlende Anthropolog wollte nun wegen dieser stärkeren Zungen-Ausbildung und des spitzeren Gesichtswinkels das „ewig Weibliche“, das nach Wagner'schen Dichten der höchsten Kunstleistung den Weihestempel aufdrückt, einer niederen Menschenrasse zuweisen? Honny soit qui mal y pense!

Wegen solcher pathologischen und somatischen Erscheinungen musste man das Haupt des Menschen nach anderen Kategorien klassificiren, und das geschieht auf Grund der Vermessung der Schädel-Dimensionen. Auf einer von verschiedenen Gelehrten verschieden angenommener Basis — die gewöhnlichste ist die Messmethode von Virchow — wird der eiförmige Körper des Schädels, ein Ovoid, nach Länge, Breite und Höhe bestimmt, und die gewonnenen Zahlen geben die Anhaltspunkte für die Einreihung des Menschen in eine bezügliche Rasse. Ist das Verhältniss der Länge und Breite eines Schädels $= 9 : 7$ oder $= 100 : 78$, so nennt man ihn (nach Retzius) einen Langschädel, oder einen Dolichocephalen. Weist dies Verhältniss die Gleichung von $8 : 7$ oder von $100 : 87$ auf, so wird der betreffende Schädelbesitzer zu den Kurzschädeln oder zu den Brachycephalen gerechnet. In der Mitte stehen mit dem Verhältniss von $10 : 8$ oder $100 : 80$ die Normalschädel oder Orthocephalen, die allerdings als die wenigsten an Zahl in Betracht kommen.

In neuester Zeit haben sich nach dem Vorbilde von Welcker die deutschen Anthropologen geeint, diejenigen Schädel, welche

ein Verhältniss von Länge zu Breite = $100 : 74-78$, oder kürzer einen Index von $74-78$ besitzen, als Mesocephalen d. h. Mittelschädel (nicht mittelmässige) zu bezeichnen und die über 78 besitzen zu den Breitschädeln, die unter 74 aber messen, zu den Langschädeln zu zählen. Beispielsweise besitzen (nach O. Peschel, Völkerkunde, Anhang) italienische Schädel eine Breite von 76, preussische von 80, altfränkische von 74, solche aus Camburg a. d. Saale 77, ähnliche Dimensionen haben die aus alemannischen Reihengräbern¹⁾).

Die Zwischenstufen werden mit Subdolichocephalen und Subbrachycephalen bezeichnet

Was die Höhe des Schädels betrifft, so hat man dass Verhältniss der Höhe zur Länge zu Grunde gelegt, und gebraucht auch diese Zahlen als Bestimmungswerthe für Rassendifferenzen, jedoch bis jetzt erst in zweiter Linie. Beispielsweise besitzen italienische Schädel eine Höhe (oder einen Höhen-Index) von 77, preussische von 74, altfränkische von 75, die von Camburg von 72 (stets im Verhältniss zur Länge = 100).

Auf den letzten anthropologischen Congressen betonte jedoch Virchow die Wichtigkeit dieses Masses, indem z. B. die Thierschädel nach Länge und Breite keine Absonderlichkeiten aufweisen, jedoch in der Höhe als Flachköpfe (Chamäocephalen) erscheinen. Zu den Chamäocephalen gehören auf deutschem Boden besonders die Friesen, und Virchow sieht darnach in diesen Besitzern von langen und niederen Schädeln eine eigene Abtheilung der germanischen Rasse. Was die Volksausdrücke betrifft, so deckt sich ungefähr Dickkopf mit Brachycephal, Spitzkopf mit Dolichocephal; der Kosennamen tête carrée, mit dem unsere lieben Nachbarn uns bedenken, trifft die mongolische Rasse, als deren Vertreter bekanntlich Quatrefage die Preussen

¹⁾ Unter Reihengräber versteht man solche, deren Skelette in Reihen und nebeneinander, ähnlich wie in unseren Kirchhöfen, gebettet liegen; Gegensatz dazu Hügelgräber; vgl. N. III.

vor Paris ansah. Für andere gebräuchliche termini technici auf dem Schädelgebiet wie Tappschädel, Brummschädel u. s. w. hat die Wissenschaft bis jetzt keine craniologische Basis gefunden

Was die Folgerungen für die deutsche Ethnologie aus diesen Schädelmessungen betrifft, so wurden bis jetzt in den sogenannten Reihengräbern Süddeutschlands, die man mit Recht den Alemannen — nach neuen Untersuchungen sind dies die Semnonen-Sueben (= Schwaben) — zuschreibt, ausgeprägte Langschädel aufgefunden. Nach anderen Messungen und Beobachtungen aber besitzen die Einwohner Bayerns z. B. fast durchgehends — wenigstens im Süden — Kurzschädel. Wie ist nun dieser Widerspruch zu erklären? Sind die Langschädel Süddeutschlands an der Schwindsucht zu Grunde gegangen, oder wurden sie gar von den bösen Kurzschädeln aufgezehrt? Man kann diesen „Widerspruch der Natur“ noch nicht endgiltig erklären. Eine Klarheit in diese Frage wird erst dann hineinkommen, wenn der Schulmeister Deutschlands, der „vielerfahrene“, „vielgeprüfte“, mit Tasterzirkel und Messschnur die Schädel seiner „Lieben und Getreuen“ untersuchen wird. Und wenn er, wie Virchow von der Aufnahme der somatischen Eigenschaften der Schulkinder von ihm rühmte, auch hier wieder, wie immer, seine Schuldigkeit gethan haben wird, dann hoffen wir in der Lage zu sein, den verehrten Lesern und Leserinnen nicht nur über deutsche Schädel, sondern auch über „germanische Schädel“ genauere Rede und Antwort geben zu können. Bis dahin ihr Schädel, lang und kurz, hoch und nieder, habt Geduld und wartet, bis Euch Zirkel und Meter germanischen, keltischen, slavischen oder gar finnischen Ursprung zuweisen wird. Einstweilen mögt Ihr Euer erwachendes prähistorisches Nationalgewissen mit dem Troste beruhigen, dass Ihr deutsche Schädel sein und bleiben werdet.

VI.

Ueber deutsche Ortsnamen¹⁾.

Wenn Pfeiderer in seiner Schrift „Der moderne Pessimismus“ dem modernen Zeitgeiste mit seinem Hang zur Vergötterung endlicher Potenzen profanen Euhemerismus zum Vorwurfe macht und ihn in dieser Apotheosensucht mit seinem erbitterten Gegner, der Kirche, in Parallele setzt, so sieht er das Hauptheilmittel für diesen Schwächezustand nur in dem Bruche mit aller und jeder Weltvergötterung. Diesen herbeizuführen erscheint vor allem die Objectivität der Geschichte berufen zu sein, und mit Freuden muss es daher nicht nur der Historiker, sondern auch der Laie begrüßen, wenn diese Wissenschaft in Bahnen einlenkt, die sich von dem absoluten Cultus des Genies und der Geburt ebenso fern halten, wie von gleichmacherischer Vorliebe für die Wirkung der Volksmasse in der Geschichte. Weder der absolute Aristokratismus noch der absolute Demokratismus kann das licht- und schattenreiche Bild der wahren Geschichte reproduciren; nur eine Betrachtung, die von den allgemeinen Culturzuständen ausgehend die Führer zu bezeichnen sucht als die Träger der Standarte der Ideen ihrer Zeit. Alle Versuche

¹⁾ Aus dem „Ausland“ 1876.

daher, die Culturwissenschaft auf festes Land gründen zu lassen, sind als ein Zeichen der Morgenröthe der allein gültigen Geschichtsauffassung dankbar anzunehmen

Allerdings ein schöner Gedanke, doch wo bleibt für die Zeit, wo Mönchschoniken uns mit unzusammenhängenden That-sachen abspeisen oder Urkunden uns den oder jenen Lehens- oder Verkaufbrief lesen lassen, das Material zum Wiederaufbau der Stufen, die uns einst vor Jahrhunderten getragen haben? Die Perioden von den Karolingern bis auf das dreizehnte Jahrhundert gleichen einem riesigen Berge, durch den die Forschung einen Tunnel zu bahnen sucht. Hier und dort hat der Hammer schon angeklopft, an jener und an dieser weicheren Stelle einen Gang eingetrieben, aber kein fertiger Stollen hat es bis jetzt zu Stande gebracht, das Tageslicht hindurchschimmern zu lassen. Nur zwei Forscher scheinen, planmässig geleitet für die erste Periode des Mittelalters im Zusammenwirken, an einem Punkte ihres gewölbten Durchbruchversuches zusammentreffen zu sollen: der Archäologe und der Sprachforscher. Relata referrem — wollten wir die lohnenden Anstrengungen der sogenannten prähistorischen Archäologie hier aufzählen; wir wollen vielmehr ein Werk zur Erwähnung bringen, das von anderem Standpunkte aus den gelungenen Versuch macht, die Entstehung der mittelalterlichen Cultur zu begreifen. Es sind die „Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme“ von Wilhelm Arnold.

Nach dem grundlegenden Werke von Ernst Förstemann über die deutschen Ortsnamen hätte man erwarten sollen, dass die Geschichtswissenschaft mit Eifer aus der reichen Fundgrube Material sich holen würde. Allein mag es sein, dass extreme Eruptionen der flüssigen Masse der Onomatologie, mit denen Riecke und Obermüller auftraten, eine Reaktion auf den Forschungseifer ausübten; mag es sein, dass damals zur Zeit der höchsten Blüthe des Aristokratismus auf dem Gebiete der Ge-

schichte die Zeit für die Benützung der Ortsnamen noch nicht gekommen war: die Ausbeute war verhältnissmässig gering. Nur wenige Federn wagten sich daran gegen mühselige Forschung als mildeste Form der Opposition ein ironisches Achselzucken einzutauschen, das ungefähr bedeutete: „Schade für den Mann, hätte seine Zeit viel besser benützen können“. Unter den Wenigen hielten das Losungswort Förstemanns in Ehren: Steub und Bacmeister. Mit gewuchtigen Schlägen vertheidigte sich ersterer gegen die „authochthone Höflichkeit Germaniens“, es kam ihm keiner an, und auf dem schwierigen Posten zwischen Donau und Rhein hielt der zweite Wacht und ordnete in appetitlicher Weise die piquanten Reste aus der Urzeit, die in den Ortsnamen verborgen sind. Das ist und war ihr Hauptverdienst: beide liessen den ölfleckigen Schlafrock und die mottenzerfressenen Aktenbündel zu Hause, und statt dem Blicke auf Tintengläser und Citatenhaufen boten sie dem überraschten Publikum die Aussicht auf grüne Matten und stolze Höhen. Aber noch war damit die Namenskunde unter die Anzahl ihrer älteren neueren Schwestern auf dem Boden der Kathederweisheit nicht officiell „recepirt,“ sie musste sich erst in gebräuchlicher Weise zur Aufnahme anmelden und das hat Arnold besorgt, und die Taufe kann jetzt stattfinden, wenn sie die nöthigen Pathen erhält! — Damit man aber wisse, wess Geistes das neue Kindlein sei, mögen folgende Bemerkungen über Aussehen und Umfang des Täuflings gestattet sein.

Das Heimathland, wo er erwachsen, ist eine Gegend Deutschlands, wo seit Ariovistus Zeiten der Germanen unvermischt sich erhalten hat, wo die laubbewachsenen Berge zum Rhein und zur Weser, zur Fulda und zur Lahn ihre Gewässer in fruchtbare Gelände hinabsenden: das Bergland von Hessen. Und das Ziel, das diese Untersuchungen erstreben, wird bezeichnet als die Erforschung der ursprünglichen Entwicklungsstufe unseres Volkes und der ersten Anfänge der Landesherrschaft und des mo-

dernen Staates. Es soll das Werk die Brücke werden zwischen den Schilderungen des Tacitus und den Portraits von Justus Möser. Der Einfluss des Romanismus im Einzelnen, der Uebergang vom Nomadenleben zum Ackerbau, die Ausbreitung der Alemannen zum Mittelrhein, der Gegendruck und der Sieg der Franken, die Fortschritte der Colonisation und der Urbarmachung in der Zeit der Karolinger, die grossen Rodungen unter dem Einflusse der Klöster und Dynasten bis zum dreizehnten Jahrhundert, die Contraction der Bevölkerung in den Städten, die Abgabenlast und der Anbruch der nationalen Arbeitstheilung in Stadt und Land — das sind die gewichtigen Fragen, welche die Schrift durch das Zusammenwirken von mikroskopisch feinen Untersuchungen zu beantworten sucht. Urkunden und Karten sind dafür die Fundstellen, deren Gebiet sich von der Weser bis zur Mosel, von der Sieg bis zur Ill erstreckt. Das Substrat bildet die Scheidung der Ortsnamen nach den drei Perioden der Ortsgründung: der Urzeit, der fränkischen und der späteren Zeit bis zu Ende des zwölften Jahrhunderts. Nach den Resten aus keltischer Zeit und den natürlichen Principien der Einwanderung und Ansiedlung kommt die Reihe der ältesten Ortsnamen, die sich in zwei Klassen: die einfachen und die zusammengesetzten zerlegen, zur Untersuchung. Zu den ersteren gehören Namen, wie Bremen, Calden, Drunge, Engern, Maden, Struht, Treis, Wetter, Wieden, Dissen, Frieda, Hutten, Vach, Wehren, Winne, Waber etc. Die zweiten sind zusammengetzt mit den Silben: affa, aha, lar, loh, mar, tar. Die Chatten sind die Gründer dieser Orte, deren Namen reichen bis zur insula Batavorum, bis nach Hannover, bis an die Mosel (Metz-Maden). Wir begrüßen unter diesen ältesten Käuzen manche alte wohlbekannte Figuren, so Aschaff (in Aschaffenburg), Suhl (Sul-aha), Geismar, Hadamar, Themar, Weimar, Wismar, Hoherloh, Deister (Deis-tor), Fritzlar, Wetzlar etc.

Doch es war im dritten Jahrhundert, da einten sich die

mittelrheinischen Stämme der Tubanten, Tenkterer und des Donauvolkes der Juthungen zum Bunde der Alemannen, und ihre Schaaren erfüllten weit ab bis zur Rheinenge bei Bingen mit ihren bekannten Ortsnamen auf weiler, hofen, ingen, ach, brunn, beuren, stätten, wang die rheinischen Gaue. Die chattischen Stämme hatten sich unterdessen unter dem Collectivnamen Franken (= Freie, ähnlich wie Alemannen = Bundesgenossen; vgl. allamannida = Gemeinschaft) concentrirt. Im Bunde mit den salischen Franken am Niederrhein drangen diese Oberfranken, wie sie Arnold richtig nennt, bis nach Trier und Metz vor, und nahmen das Moselland dauernd in Besitz. Sie sind die Gründer der zahllosen rheinischen Dörfer und Städte auf bach, dorf, feld, heim, hausen, scheid. Die Burgunden wandern im fünften Jahrhundert nach Sapiaudia (= Savoyen), das Bindeglied zwischen Franken und Alemannen schwindet; es beginnt auf burgundischem Boden die Concurrenz zwischen beiden Stämmen in der Ortsbegründung, die schliesslich ein blutiger Tag zu Gunsten der Franken entscheidet. Jetzt dringen die fränkischen Namen und mit ihnen fränkisches Wesen vor bis zur Queich und Lauter und bis zur Nagold und Rems. Das halbe Decumatenland wird fränkisch. Die Zeit beginnt die Völkerfluten in feste Dämme einzufassen, die Halbnomaden werden zu Colonen; die Wohnungen werden ständig, die Sümpfe werden getrocknet, das Wasser erhält Abfluss. Mit dieser Aenderung der Physiognomie des Landes tritt auch eine Aenderung in der Benennung der Ansiedelungen ein. Wo früher mar (= Sumpf) und lar (= Zelt) herrschte, tritt jetzt born und heim auf. Der Name richtet sich nach dem Ort.

Mit dem Ausbau im Stammland beginnt eine neue dritte Periode der Ansiedelung. Das fränkische Element liess den Gemeinfreien, der früher die Ansiedelungen zumeist gegründet, zu Gunsten des Adels zurücktreten, und stolz gab der Edeling dem auf seinem Bifang (= Umfriedigung = hagan, hag) an-

gelegten Orte seinen Namen. Die meisten Ortsnamen aus dieser — der merovingischen — Zeit verdanken hervorragenden Personen den Stamm ihres Wortes. Zu den Namen dieser Periode gehören zuerst die aus einfachen Personennamen gebildeten, wie Batten, Ketten, Muthen, Rangen, Ratten, Schweben, Wahlen Zahmen etc. An diese schliessen sich die patronymischen auf -ingen oder -ungen: eine Bildung, die bekanntlich als die vornehmste in Bayern und Schwaben auftritt. Nur 40 fanden sich davon in Hessen. An sie reihen sich die Personennamen im Genetiv auf -s, bei denen das Grundwort -dorf, -hausen, -heim, -rode weggefallen. Der Name der Person präponderirt allein. Dahin gehören Bellers, Hilders, Malkes, Reimbrechts, Wilmans, Hermes etc.¹⁾. Die neu gegründeten Orte dieser Zeit müssen wir meist dem Adel zuschreiben, die Thalungen nahmen die alten ein; nur des Adels Hörige konnten die Wälder roden und die Bifänge melioriren.

Mit der Bekehrung der Hessen und Thüringer im neunten Jahrhundert zum Christenthum tritt ein neuer Faktor bei den Ortsgründungen und den Ortsnamen auf: die geistlichen Herren. Sie bringen die Endungen -kirchen, -cappel, -münster und -zell. Die weltlichen Herren, die ihren besten Grund und Boden vielfach hatten verschenken müssen, greifen weiter zurück in ihren Rodungen; jetzt erscheint -burg, -fels, -stein, und -für au und -bach tritt -thal auf. Die Namen dieser Periode lassen sich ihrer Entstehung nach bereits urkundlich verfolgen. Kirchen und Klöster entstehen, und der Mönch zeichnet seine Besitzthümer schwarz auf weiss auf; denn cave canem! Diese Ortsgründung geht stetig fort bis zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Jetzt tritt mit den Befehdungen und dem Abgabendruck die Reaktion ein. Man sucht Schutz hinter Mauern vor Gewaltigung durch Ritter

¹⁾ Unter ihnen scheinen dem Referenten mehrere aus vorgermanischer Zeit zu stammen.

und Priester; viele Ortschaften werden verlassen und ihre Einwohner concentriren sich in Städten; mehrere Dörfer wandeln sich um in eine Stadt, mehrere Höfe in ein Dorf; das *colunt discreti ac diversi* hört auf; die Noth macht aus dem Bauern einen Bürger, und eine neue Periode beginnt, in der wir jetzt noch stehen, die städtische Entwicklung.

Bis hieher führen uns die Ortsnamen, die unter dem Mikroskop des Forschers berichten von fernen Zeiten der Entwicklung der deutschen Stämme auf dem Grund und Boden, den sie erobern und besiedeln mussten, bevor von einem Staate die Rede sein konnte. Es ist kein Zufall, dass *status* von *stare* sich ableitet, also das gewordene und jetzt fest bestehende bezeichnet.

So entrollt der Verfasser auf Grund seiner minutiösen Methode, die von der Zelle der Geschichte ausgehend den ganzen Organismus derselben und sein Wachsthum umfasst, ein Bild der deutschen Colonisation im Herzen Altdeutschlands. Hand in Hand mit den wirthschaftlichen und socialen Betrachtungen gehen juristische und linguistische Begriffsevolutionen. Von den letzteren heben wir den Zusammenhang der oberdeutschen Lautverschiebung mit den alemannischen Wanderungen, die den Sauerteig für diesen grossen Process bildeten, sowie den Schlussabschnitt über die Gesetzmässigkeit in der Entwicklung der Ortsnamen hervor. Von Ergebnissen auf dem Rechtsboden nennen wir das Capitel über den Uebergang von der Selbstverwaltung zur Leihe, die *Villicationsverträge*, das Mergelrecht (*mergeln* = bessern), die Erbleihe.

Die Methode für die ersten zwei Perioden der Ortsgründung musste aus Mangel an direkten Quellen die synthetische sein, die von den Prämissen der natürlichen Bedingungen der Ansiedelung ausgehend auf die der Form nach ältesten Namen Beschlag legt; für die dritte Periode lieferten bereits die Urkunden Material, und sie ermöglichten für dies Gebiet die Anwendung der analytischen Untersuchungsweise, die natürlich

immer die sicherste ist. Die Erklärung der ältesten Ortsnamen würde eine solidere Grundlage besitzen, wären auf dem Gebiete der keltischen Namen die nöthigen Grundsteine schon gelegt. So ist hier noch Manches unsicher, und mancher Name von Orten, Bergen und Bächen, besonders in Südwestdeutschland, mag mit der Zeit noch den Vorgängern der Germanen zugesprochen werden.

Dem ersteren grösseren wissenschaftlichen Versuche auf dem Gebiete der deutschen Namenskunde mögen bald neue Sprossen folgen! Das Gebiet zwischen Weser und Elbe, zwischen Harz- und Thüringerwald, die Donaugau sind Complexe, die noch manch entscheidendes Wort in den angeregten Fragen sprechen können und hoffentlich sprechen werden. Dann mögen Ortsnamenkunde und prähistorische Archäologie zur Entscheidung sich gegenseitig die Hand reichen, wenn solches vollendet sein wird. In dieser Bahn weitergefahren und das Wort Förstemanns, der mit Fug und Recht die Pathenstelle an dem vorgestellten Sprossen vertreten kann, wird sich erfüllen:

„Energische Weiterführung solcher (der prähistorischen) Studien einerseits und planmässige Untersuchung der Ortsnamen andererseits müssen endlich auf irgend einem Punkte zusammentreffen und das muss ein fester Punkt im Reiche der Wahrheit sein!“

Ego gratulatus sum.

VII.

Zur Somatologie der bayerischen Jugend¹⁾.

Auf Antrag der deutschen Gesellschaft für Anthropologie hatte das königlich bayerische Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten im Jahre 1875 eine Erhebung über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut der Schüler an sämtlichen Volks- und Mittelschulen Bayerns vornehmen lassen. Nachdem Professor Mayr bereits über die allgemeinen Ergebnisse dieser statistischen Erhebungen am letzten Congresse der deutschen Anthropologen zu München berichtet hatte²⁾, legt er nun das vollständige Ergebniss der Erhebungen in den Publikationen des bayerischen statistischen Bureaus, begleitet von drei Karten, vor. Wenn der Verfasser auf dem bezeichneten Congresse noch von grossem Misstrauen gegen die Verlässlichkeiten der Erhebung erfüllt war, so gewann er bei der Verarbeitung des Materials die entschiedene Ueberzeugung, dass in diesem Falle „die Heilkraft der Massen,“ gegenüber den individuellen Erhebungsfehlern durchgeschlagen hat. Die kartographische Darstellung beweist ihm, dass ausser dem Nachweis über die Hautfarbe ein annähernd recht gutes Bild der wirklichen „Verhältnisse“ zu Tage tritt.

¹⁾ Aus dem „Ausland“ 1876.

²⁾ Siehe „Ausland“ 1875, Nr. 44, S. 879.

Was die Quote der beobachteten Jugend anbelangt, so erfüllte die Erhebung der zehn Altersklassen vom 7. bis 16. Lebensjahre die Bedingungen einer Massenbeobachtung in vollem Masse. Von 921,598 Schülern dieser Klassen kamen 755,379 oder 82 Procent zur Untersuchung (im Ganzen wurden untersucht 760,379 Schüler; 5000 aus den Mittelschulen vom 17. bis 21. Jahre kamen davon in Abzug).

Im Erhebungsschema der Augen waren blaue, graue und braune angeführt.

Davon erscheinen:

224,381	oder	29	Proc.	mit	blauen	Augen,
281,188	„	37	„	„	grauen	„
254,756	„	34	„	„	braunen	„

Blaue und graue Augen als helle vereinigt und diesen die braunen und die wenigen schwarzen als dunkle gegenübergestellt, so besteht die bayerische Jugend zu 66 Procent aus helläugigen und zu 34 Procent aus dunkeläugigen.

Nach den einzelnen Provinzen ist die Dunkeläugigkeit am stärksten in der Pfalz vertreten mit 37 Procent — sogar vereinzelt mit 40 Procent am Gebirgsrande von Landau bis Neustadt —, ihr folgen Schwaben und Niederbayern mit je 35 Procent, Oberbayern mit 34 Procent, Oberpfalz mit 33 Procent.

Einen geeinten Complex Helläugiger treffen wir in Oberfranken, vom Fichtelgebirge bis an die Regnitz streichend, an (Minimalsatz 25 Procent dunkelängige), der ohne Zweifel als Ausläufer der norddeutschen Helläugigkeit zu betrachten sein wird¹⁾. Die unmittelbaren Städte zeigen im ganzen Königreich eine geringere Helläugigkeit, als ihre nächste Umgebung auf.

Die gleiche Erscheinung wird bei der Farbe der Haare beobachtet. Die auffallendste Differenz hierin weisen die Städte auf, die an der grossen Grenze zwischen Helläugigkeit und

¹⁾ Zu beachten ist hier die slavische Einwanderung.

Dunkeläugigkeit, der Linie Dinkelsbühl-Waldmünchen liegen: Rothenburg, Ansbach, Nürnberg, Amberg. Mayr vermuthet, dass diese Linie, die einige Meilen nördlich der Donau streicht, ein Stück der grossen Grenzlinie sei, welche die helläugigen Deutschen und die Skandinavier von den dunkeläugigeren Deutschen (?) und den Romanen scheide. Die Untersuchung von Württemberg, Baden und den Reichslanden wird in dieser Frage entscheidend eingreifen.

Bezüglich des Verhältnisses der Blauäugigen zu den Grauäugigen kommt der Verfasser zu dem Resultate, dass die helläugigen im Allgemeinen um so blauäugiger sind, je häufiger sie unter der gesammten Bevölkerung überhaupt vorkommen. Die Grauäugigkeit scheint demnach ein Produkt der Mischung von blau- und dunkeläugigen darzustellen. Beziehungen zwischen Gräbergruppen (Reihengräbern) in Niederbayern und der Augenfarbe und ihren Grenzen merkt Ohlenschlager als „äusserst merkwürdig“ an.

Das Erhebungsschema der Haarfarbe kennt blonde, braune und schwarze Haare.

Wir finden:

410,218 oder 54 Proc. mit blonden Haaren,

312,917 „ 41 „ „ braunen „

36,963 „ 5 „ „ schwarzen „

Braune und schwarze Haare als „dunkle“ vereinigt, so besteht die bayerische Jugend zu 54 Procent aus Blondhaarigen, zu 46 Procent aus Dunkelhaarigen. Da demnach die hellen Augen erheblich weiter verbreitet sind, als die blonden Haare — um 12 Procent —, so muss die Combination heller Haare mit dunklen Augen eine weite Verbreitung zeigen.

Ueberwiegend sind nur in Ober- und Niederbayern die Dunkelhaarigen, 51 und 53 Procent, dann kommen Schwaben und die Oberpfalz mit je 47 Procent, die Pfalz mit 43 Procent, so dass allerdings der stärkste Procentsatz von Dunkelheit der

Augen und der Haare auf die genannten fünf Kreise wieder fällt, jedoch mit dem Rangunterschiede, dass, Dunkeläugigkeit und Dunkelhaarigkeit zusammengerechnet, auf Niederbayern der grösste Procentsatz der dunklen Complexionen mit 88 Procent ($53 + 35$) trifft, Oberbayern mit 85 Procent ($51 + 34$) folgt, woran sich Schwaben mit 82 Procent ($47 + 35$) und die Oberpfalz und die Pfalz mit 80 Procent ($47 + 33$, $43 + 37$) anschliessen. Sollte es Zufall sein, dass dort, wo nachweislich römisches Blut mit den Ureinwohnern und den Nachwanderern sich mischte, die grösste Anzahl der dunkleren Körpermale sich findet in den Landen südlich der Donau und in der Pfalz?

Während auch in der Haarfarbe die Linie Dinkelsbühl-Waldmünchen die Grenzscheide zwischen hellen und dunklen Haaren bildet, nimmt der Inn- und Salzachwinkel hierin, eine Ausnahmestellung ein: er besitzt bei starker Helläugigkeit überwiegende Dunkelhaarigkeit. Umgekehrt der Westen der Pfalz, wo keltische Grundlage mit alemannischer Nachwanderung: hier bei überwiegender Blondhaarigkeit nur geringe und mässige Helläugigkeit.

Die Erhebung der Hautfarbe leidet voraussichtlich an Schwierigkeiten und Fehlern. Untersuchte und Untersuchende setzten der Braunhäutigkeit Widerstand entgegen. „In unserem Bezirk gehört alles zur kaukasischen Race, hat also weisse Haut,“ lautet die theoretisirende Behauptung eines Erhebungsorganes in Süddeutschland, ein Pendant zu den Petitionen von naiv eiteln Schülerinnen in Berliner Schulen: „sie doch von der braunen Liste abzusetzen!“ Doch trotzdem konnten nicht alle Mohren in Bayern weissgewaschen werden: 117,536 oder 15 Procent werden als braunhäutig aufgeführt. Obwohl nun aus genannten und anderen naheliegenden Gründen die Hautfarbeerhebung diesmal noch ziemlich ungenügende Resultate ergab, unterstützt doch die vorher ermittelten Ergebnisse der Umstand, dass sich der stärkste Procentsatz der dunklen Hautcomplexionen wieder in den Kreisen

fand, die schon vorher nach Augen und Haaren dies Verhältniss aufgewiesen hatten:

Braunhäutige hat Niederbayern 19 Proc.,

„	„	Oberbayern	18	„
„	„	Oberpfalz	16	„
„	„	Schwaben	15	„
„	„	Pfalz	15	„

In secundärer Weise bestätigt jedenfalls die diesmal noch wenig gelungene Untersuchung der Hautfarbe die Resultate der beiden anderen Kategorien.

Addiren wir die Procente der drei dunklen Complexionen, so erhält:

Niederbayern		107 Proc.,
Oberbayern		103 „
Schwaben		97 „
Oberpfalz		96 „
Pfalz		95 „
Mittelfranken		93 „
Ober- und Unterfranken je		82 „

Darnach hätten Nieder- und Oberbayern in körperlicher Beziehung die dunkelsten Einwohner; Schwaben, Oberpfalz, Pfalz, Mittelfranken bewegen sich hierin um das Durchschnittsverhältniss, das die Procentzahl 94 aufweist (wovon 32 auf Augen, 46 auf Haare, 16 auf Haut kommen), und Ober- und Unterfranken weisen um 12 Proc. hellere Complexionen auf, als der Durchschnitt für Bayern angiebt, ja die Bewohner dieser letzten Provinzen sind um 25 Proc. heller, als die Niederbayerns.

Das an Genauigkeit ausgezeichnete Detail der Arbeit und die instructive Uebersicht der Kartogramme lässt diesen ersten Versuch in Deutschland der Verbindung anthropologischer und statistischer Forschung als einen gelungenen erscheinen. Bei künftigen Untersuchungen wird nur auf die correcte Ermittlung und Subsummierung der Hautfarbe — als die beste Zeit hierfür

erscheint der Winter, als der passendste Körpertheil der Arm — mehr Gewicht zu legen sein. Wir sind berechtigt, nach dieser Arbeit aus ihrer Verbindung mit prähistorischen Studien und Ortsnamenuntersuchungen der sogenannten „Urgeschichte“ die Gründung einer sichereren Basis, als alle bisherigen Versuche sie bieten konnten, zu versprechen.

In den schliessenden Wunsch des Verfassers nach Ausdehnung dieser somatologischen Forschung auf die Wehrpflichtigen beim Ersatzgeschäft im ganzen deutschen Reiche werden nach solchen Resultaten Alle mit übereinstimmen, welche die Anthropologie der Gegenwart auf feste Füße stellen wollen. Oesterreich pflegt mit bestem Erfolge seit 1871 von Staatswegen Erhebungen über die Somatologie seiner Wehrpflichtigen anzustellen.

VIII.

Zu den Dürkheimer und Rodenbacher Funden¹⁾.

Wirft der Verfasser eines Artikels: „Das Ornament an den vorgeschichtlichen Funden in Bayern,“ (in Nr. 257 der Beilage zur „Allgem. Ztg.“ 1875) die Frage am Schluss auf: auf welchem Wege die Kunstprodukte, aus Gold- und Bronze-Arbeit bestehend, die an den obengenannten Orten gefunden wurden, an den Rhein gelangten, so erscheint die Beantwortung eben so leicht als schwer. Leicht, insofern als im allgemeinen die Route zu bestimmen sein wird, welche die Einfuhr solcher fremden Kunstwerke nehmen musste; schwer, weil die Zwischenstationen dieses uralten Handelsverkehrs nicht oder nur hypothesenweise zu bestimmen sind. Der Ort Rodenbach liegt zwar nicht mehr im directen Flussgebiet des Rheins, sondern, etwa zwei Stunden nordwestlich von Kaiserslautern gelegen, geht sein Wasser zur Lauter und durch den Glan erst in die Nahe; allein die Entfernung von dem Gewässer, das direct in den Rhein fließt — in diesem Fall der Isenach — ist gering, so dass nichts in dem Wege steht, die Einfuhr auch der Rodenbacher Funde direct vom Rheinthal her anzunehmen.

Bekanntlich folgt nicht nur der Völkerzug, sondern auch der Zug des Handels und Verkehrs dem natürlichen Strassenzuge

¹⁾ Aus der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ 1875.

der Gewässer und Ströme, und deshalb wird die Annahme, dass die genannten Kunstprodukte längs des Rheinstromes an den Ort ihrer Bestimmung gelangten, kaum in Zweifel zu ziehen sein.

Erinnern wir uns weiter an den angenommenen Ursprung ähnlicher in der Nähe gefundener, eine ausgebildete Technik zur Schau tragender Kunstgegenstände — so an den des Dürkheimer Dreifusses und den der Bronzeräder von Hassloch, welchen die Autorität kompetenter Fachmänner als etrusischen bestimmt¹⁾ —, so werden wir nach Vergleichung der eleganten Formen der Kanne und der Feldflasche von Rodenbach mit etrusischen Fundstücken einen analogen Schluss für den Ursprung ersterer anzunehmen haben. Was die orientalische Gesichtsbildung an den Köpfen, welche die Schliessen der Goldringe etc. von genannten Orten bilden, betrifft, so erinnern wir an die Worte, die Sacken bei Besprechung des Ursprungs der Hallstadter Broncewerke über die Kunst der Etrusker bemerkte: dass sie in früherer Zeit auf entschieden orientalischer Grundlage beruhte — lydischer? — und erst später von der griechischen Kunst beeinflusst wurde (vgl. „das Grabfeld von Hallstadt“ S. 139). Ausserdem ziehen wir zur Vergleichung einen bei Lindenschmit abgebildeten mit Schnurr- und Knebelbart versehenen Männerkopf an, der mit einem Bronzebürtelschmuck in Verbindung steht und in der Gesichtsbildung ebenfalls stark an orientalischen Typus erinnert (vgl. Lindenschmit, „Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit,“ Beilage zum 1. Heft des III. Bd. S. 23 Nr. 13). Hätte darnach die Erscheinung orientalischer Typen auf etrusischen Kunstgegenständen nichts auffallendes, so bezeugt uns ja andererseits das Alterthum direct, dass die Etrurier auch unter der Römerherrschaft nach allen Seiten hin einen grossartigen Tauschhandel mit ihren Industrieartikeln trieben

¹⁾ Vgl. Dürkheimer Dreifuss bei Lindenschmit, *Alterth. u. h. V.* II. B. 2. H. 2. T. u. 1. H. Nr. 1, 2, 5; Bronzeräder von Hassloch a. O. III. B. 4. H. 1. T. 3a u. b; Fund von Rodenbach a. O. III. B. 5. H. 1. u. 2. T.

— „signa Tuscanica per terras dispersa, quae in Etruria factitata, non est dubium,“ sagt Plinius in seiner Naturgeschichte davon. Ueber die Kunst der Etrusker und die Verbreitung ihrer Artefacte vergleiche K. O. Müller, kunstarchäologische Werke 3. B. S. 155—178.

Um noch einige Worte anzufügen über den genaueren Weg, welchen der Handel im Mittelhheinthal nach Italien nahm, so sei an die nachweisbar erste Bevölkerung der Alpen, an die Rhäter, erinnert, die nach den Zeugnissen der Alten und nach den Annahmen der bedeutendsten Forscher der Neuzeit auf diesem Gebiete gleichen Ursprung mit den Tuskern waren (vgl. Livius V, 38, so auch Niebuhr, K. O. Müller, Mommsen, Sacken). Hielten die Brüder der Etrusker die Alpenpässe besetzt, so wird ein solch grossartiger friedlicher Tauschhandel wie ihn die voralpinischen Funde voraussetzen lassen, vermittelt durch ihre Hände, erklärlich. Nehmen wir die einzig sicheren Führer für diese älteste Periode an die Hand, die Ortsnamen — ein Umstand, auf den für die Alpen hingewiesen zu haben L. Steubs Verdienst ist —, so treffen wir gerade an der Stelle, wo einerseits der direkteste, andererseits der leichteste Uebergang vom Rheinthale über die Alpen führt, in Vorarlberg, eine Reihe von Ortsnamen an, die nach ihrer vorliegenden Form zu der grossen Reihe rhätischer Namen gehören, die vom Unterinnthal bis an den Gardasee, vom Bodensee bis an den Grossglockner reichen (vgl. hierüber des Näheren L. Steubs verschiedene Schriften). Ist nun der Arlberg der niedrigste Uebergang über die Alpen, und beweisen, auf der andern Seite Namen südlich des Bodensees, wie Götzis, Gambs, Vaduz, Sargans, die sich mit Frustenz, Bludesch, Bludenz, Schrunz, Davos, bis an den Arlberg ziehen und von dort mit Pians, Stans, Flirsch etc. in das Innthal hinabsteigen, um von dort aus eine neue ununterbrochene Kette solcher Namen bis nach Finstermünz und auf die Malser Haide in's Vinschgau hinab nach Botzen (vgl. Bolsano, Volsinii in Etru-

rien) zu bilden, so wird die Wahrscheinlichkeit eines alten Handelsverkehrs auf diesem Wege eine doppelt grosse. Dass Strassen schon vor den Römern über die Alpenpässe bestanden, hat Muchar für das Noricum nachgewiesen. Was für die Tauern gilt (vgl Strabo IV. 208), wird in noch höherem Grade für den niedrigen Arlberg und die Verbindung mit dem fruchtbaren Rheinthal gelten können.

Wird nähere Untersuchung der Ortsnamen und der Funde längst dieses Weges diese Ansicht bestätigen können, so hätten wir vor Christus zwei alte Handelswege im westlichen Theile von Mitteleuropa zu constatiren, den von Lenormand angenommen aus dem Rhônethal über das Plateau von Langres die Seine hinab, und den über den Arlberg das Rheinthal hinunter bis hinauf in die Winkel des Mainthals und zur Linken in das Saarthal.

Sollte sich diese unsere Ansicht bestätigen, so wollen wir nur in Kürze auf die daraus sich eröffnende Perspective hingewiesen haben. Die Bronze-Cultur der Pfahlbauten würde ihrem Ursprung nach ein neues Licht gewinnen, denn die Linie vom Arlberg an den Rhein schneidet die wichtigsten derselben auf ihrem Weg. So gut sich in Hallstadt rohere Formen etrusischer Technik vorfinden, so gut könnten eventuell die Pfahlbaubronzen im Zusammenhang mit südlicher Industrie stehen. Ausserdem würde der Nachweis rhätischer Niederlassungen in der Ostschweiz die frühzeitigen Culturelemente im Rheinthal, so die Bronzegussformen in der Rheinpfalz erklären und überhaupt auf die ganze vorrömische Periode der rheinischen Geschichte neue erhellende Streiflichter fallen lassen.

Es sind in der Culturgeschichte die Wege derselben nicht weniger wichtig, als ihre Produkte, und dieser Alpenweg durch den Venostengau an den Bodmansee, von Oberitalien in das Rheinthal, durch das Rhäterland scheint nicht die geringste Rolle in der alten Culturarbeit gespielt zu haben.

IX.

Neue Gräber am Mittelrhein und ihre historische Bedeutung¹⁾.

Nicht nur im Gebiete der Geschichte, auch auf dem der Alterthumskunde, gibt es einzelne Thatsachen, die fackelgleich einen erleuchtenden Strahl auf Gebiete versenden, die bis dahin das Dunkel des Zweifels gedeckt hat.

Um so angenehmer wird solch eine Fackel dem Forscher an einem Platze sein, der bis jetzt zwar viele Bausteine, aber wenig Grundmauern geliefert hat, auf denen man ein Gebäude hätte reconstruiren können, welches vor Jahrtausenden zusammenstürzte.

Von diesem, nicht vom antiquarischen Standpunkte aus betrachtet, dürften folgende Mittheilungen an dieser Stelle willkommen sein.

Der von Resten der Vorzeit strotzende Boden des Mittelrheins liefert besonders dann neue Funde, wenn der Landmann im Frühjahr genöthigt ist, zum Zwecke des Rodens den Boden tiefer aufzulockern. So fand ein Winzersmann bei dieser Gelegenheit, südlich des Terrains, welches eine halbe Stunde nörd-

¹⁾ Aus der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ 1876.

lich von Neustadt a. d. Hart die Gemeinden Mussbach, Lobloch, Gimmeldingen nahe gelagert einnehmen, auf einer Terrain-Anschwellung, welche den mystischen Namen „Naulet“ führt, in einer Tiefe von 1 Meter einen grossen Steinsarg. Unglücklicherweise zerbrach der einfallende Deckel und die Neugierde der Bevölkerung den Schädel des gut 2 Meter langen Skeletts, welches in dem mächtigen aus einem Monolith bestehenden Steinbehälter eingebettet lag. Das Haupt sah nach Osten, der Sarg lag genau in der Richtung von West nach Ost. Die Beigaben waren längst den Gebeinen regelmässig vertheilt. Zu Häupten standen dem starkknochigen Manne (ein Schenkelknochen hatte 33 Centimer Länge und 2,5 Centimeter Dicke) ein offenbar römischen Charakter tragendes Glasgefäss mit den bekannten äusseren ovalen Eindrücken, ferner ein einfach gehenkelter Thränenkrug aus samischer Erde von 22 Centimeter Höhe mit Bodensatz und Hals, die in plötzlicher Krümmung von dem stark ovalen Leib ausgehen. Zu Hüften standen zwei aus rohem Material gedrehte tassenförmige, einfach gehenkelte Gefässe, die, mit einer Höhe von 12 Centimeter am meisten Kaffeetassen ähneln, und von denen ein drittes ausserhalb des Sarges, neben daran stehend, gefunden wurde. Zu Füßen lagen ein aus gleichem Material bestehender 20 Centimeter breiter und 4 Centimeter hoher Teller sowie ein 8 Centimeter hoher und oben 18 Centimeter breiter Topf, der, ohne Henkel, mit starker Verjüngung nach unten, ein Trinkgefäss darstellen mochte; Teller und Becher waren aussen mit Graphit geschwärzt. Von sonstigen Beigaben fand sich nur ein stark oxydirter eiserner Nagel, an welchem Holzfasern ersichtlich waren.

Der zweite Fund, der hierher gehört, wurde bei ähnlicher Gelegenheit, 3¹/₂ Stunden nördlich davon, ebenfalls am Rande der Hart, bei Weisenheim a. Berg gemacht. Am Bergabhänge hinter dem neuen Friedhofe, der vor einigen Decennien aus dem östlich davon gelegenen Orte hierher verlegt wurde, grub ein

Bauersmann ein Dutzend parallel liegender Plattengräber auf, die alle von Westen nach Osten lagen, und deren Skelette dem Aufgange der Sonne zu blickten. Die Gräber bestanden alle aus aufgerichteten Bruchsteinplatten, die 8—12, je nach der Grösse der Steine, ohne Bodendecke den Leichnam umschlossen, und auf denen als Decke wieder 3—4 Platten ruhten. Die Platten waren offenbar mit Metallwerkzeugen zugehauen, und zwar, wie die nahe aneinander liegenden Nuthen beweisen, mit ziemlich schwachen Spitzhacken. Leider zerschlug der Unverstand der Finder alle die gut erhaltenen Schädel und Skelette, deren Reste starke Dimensionen zeigen, bis auf einen Grabfund. Der Schädel dieses erhaltenen Grabes weist nach vorgenommener Messung (nach Virchow) einen Breiten-Index von 71,0 auf (die jetzigen deutschen Schädel differiren von 76,7 bis 80,1; vgl. Oskar Peschel, „Völkerkunde“, S 59). Nur Neu-Egypter, Sikhs und Negerstämme besitzen diese auffallende Dolichokephalie.

Die Beigaben bei diesem Sarge bestanden aus einer Reihe kleiner brauner und grüner Thonperlen, einer stark oxydirten dolchartigen, eisernen Klinge, einem kaum 1,5 Centimer im Durchschnitt haltenden Bronze-Ringlein und den Resten eines dünnen unverzierten Bronze-Armreifes. Von Gefässen oder Resten davon nirgends eine Spur. In der Nähe des letztern Grabes lag eine Eisenspitze von 4 Centimeter Länge, die nach Augenschein einem Bickel angehörig, in die Nuthen der Plattensteine vortrefflich passte. Dass die Gräber von einer Niederlassung, keinem Schlachtfelde stammten, scheint ein Kindergrab zu beweisen, so wie auch andere Umstände darauf hindeuten.

Vergleichen wir die beiden Gräberfunde, von Mussbach und Weissenheim, so besitzen sie zwar viel Aehnlichkeit. Doch eben so viel Verschiedenheit. Hier ein sorgfältig gearbeitetes Grab, dort die nächsten Bruchsteine; hier reiche Gefäss-Beisetzung, dort keine Spur davon; hier der Einfluss römischer Cultur in

Begräbniss und Beigaben, dort autochthoner Schmuck und primitive Bestattung; beide jedoch haben Metall, beide zeugen von ständiger Niederlassung: hier mit den vielen Gefässen und dem Mangel an Waffen, dort mit den zahlreichen gleichartig bestatteten Leichnamen. Wenn wir auch sofort aus diesen Aehnlichkeiten, zu denen noch die nach Ort und Himmelsgegend gleiche Lagerung der Gräber kommt, auf eine identische Bevölkerung schliessen könnten, wobei der Mussbacher, durch römischen Einfluss cultivirter, einer späteren Periode angehörte, so geben doch die Fundumstände, mit andern rheinischen verglichen, mindestens Anlass zu näheren chronologischen Anhaltspunkten.

Was zuerst im Allgemeinen die archäologische Periodisirung anbelangt, so gehören beide Funde in die metallische Zeit, und scheinen die Weisenheimer sich mit ziemlich magerer und schlecht gegossener Bronze geschmückt zu haben.

Als obere Grenze bieten sich die Grabfunde alemannischer und fränkischer Zeit dar, und hierin zeigen die Funde des Todtenlagers bei Selzen, das bekanntlich Lindenschmit beschrieben hat (Mainz 1848), grosse Aehnlichkeit in der Lagerung und Construction der Gräber (vgl. l. c. Tafel 13) mit dem Weisenheimer Grabfelde, doch entschiedenen Fortschritt in der Beschaffenheit der charakteristischen Beigaben.

Wenn sich in der Grab-Construction eine auffallende Uebereinstimmung zwischen Weisenheim und Selzen findet, so nimmt in den Beigaben — besonders in den Gefässen und Gläsern (vgl. in letzterem Punkte auch Lindenschmit: „Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit“, 1. B. 11. Heft, 7. Tafel, Nr. 8 u. 9) — Mussbach eine Mittelstellung und eine zugleich charakteristische Annäherung an Selzen ein.

Ziehen wir den Einfluss römischer Cultur und römischer Sitten, sowie den Fortschritt in Betracht, den auch nach dem Untergange der politischen Herrschaft der Römer am Rhein

ihre Herrschaft auf technischem Gebiete noch ausübte, und unterschätzen wir andererseits die Aehnlichkeit nicht, die in formeller Beziehung zwischen Selzen und Weissenheim obwaltet, so wird ein Schluss auf eine hier eingetretene Entwicklung mit Rücksicht auf andere Funde an der Hart gestattet sein.

Und zwar wird die Formulirung desselben in culturhistorischem Sinne so lauten, dass wir in Mussbach das Begräbniss eines Einwohners erblicken, der in römischer Zeit, einem nicht-römischen Volke entstammend, die Signatur seiner Nation unter dem Drucke römischen Einflusses gewahrt hat. Dagegen in Weissenheim haben wir eine Bevölkernng vor uns, welche unberührt von fremden Cultur-Einflüssen, auf autochthone Cultur gestützt, die Kenntniss der Metalle bereits besass, jedoch ohne die Mittel dazu ihre Werkzeuge zu zieren. Einerseits ist dieser Stamm über den Gebrauch der Steinwerkzeuge hinaus, andererseits kennt er die kunstvollen Broncen, die ornamentirten Gefässe nicht, welche der Rayon der südlichen Umgebung, so die Hügelgräber an der Ziegelhütte bei Dürkheim liefern.

Festhaltend an den im Allgemeinen gegebenen Culturabschnitten, mag uns ein Blick auf die Geschichte der Rheinlande Anhaltspunkte geben für Chronologie und Ethnologie des Gefundenen.

Repräsentiren die Funde von Selzen eine höhere Entwicklung germanischen Stammes, so wird die Verbindung der vorrömischen Weissenheimer Funde mit den vorrömischen Germanen am Mittelrhein, den Vangionen, die nach den klassischen Autoren hier von Mainz bis Neustadt hausten, keine Schwierigkeiten bieten, wenn man die Aehnlichkeit zwischen Selzen und Weissenheim in Betracht zieht.

Funde von dem benachbarten Herxheim unterstützen diese Ansicht (vgl. d. V's Bemerkungen zur prähistorischen Karte der Rheinpfalz, S. 10).

Müssen wir nun dem Funde von der Dürkheimer Ziegelhütte, welcher Bronzen, Steinwerkzeuge und unrömische Drehscheiben-Urnen lieferte, eine andere Periode zuweisen, so kann diese, in Rücksicht auf die Rodenbacher und andere Metallfunde am Mittelrhein, nur in eine vorliegende versetzt werden, als die Bronze-Zufuhr von Süden noch nicht durch die cimbrische Bewegung ins Stocken gerathen war. Zugleich deuten die zahlreichen Steinwerkzeuge dieser Gegenden an der Hart auf eine letzte Periode, die noch dieser — wir können sie die keltisch-etrurische nennen — vorangeht.

Diese Anhaltspunkte der Archäologie in kleinstem Kreise verbunden mit den Thatsachen der Geschichte, scheinen die Eintheilung der Cultur am Mittelrhein in die folgenden fünf Perioden zu rechtfertigen: 1. die unmetallische, vorkeltische Steinzeit; 2. die keltisch-etrurische Bronze-Zeit, die auch noch Steinwerkzeuge kennt; 3. die vorrömische, germanische Zeit, vom 2. Jahrhundert vor Christus bis auf Augustus, mit selbstständigen rohen Metallwerkzeugen und geschliffenen Steinartefacten; 4. die römisch-germanische Zeit mit allen ihren Mischungen und Varietäten; 5. die alemannisch-fränkische Periode mit den römischen Ueberlebseln und den eigenthümlichen Fortbildungen.

Die Funde von der Dürkheimer Ringmauer, der Ziegelhütte, von Weissenheim, Herxheim, Mussbach, Selzen decken sich mit der angegebenen Periodisirung. Am meisten Schwierigkeiten wird die Detaillirung der zwei ersten bieten. Die Streitfrage zwischen Germanen und Kelten gehört direct nicht hieher, indem wir die Bewohner der Rheinlande, die vor den germanisch genannten Vangionen diesen Landstrich inne hatten, mit dem Namen der Kelten (oder Gallier, vgl. Caesar, de bell gall. I C. 1) ohne Rücksicht auf ethnologische Differenzen, bezeichnen zu müssen glauben, um Verwechselungen aus dem Wege zu gehen. Mag nun auch die Eintheilung der Funde im Einzelnen streitig sein und bleiben, jedenfalls sind sie geeignet, als archä-

ologische Leitsterne mit der Thatsache der Quellengeschichte in Parallele und organische Beziehung gesetzt zu werden und eine Vermittelung anzubahnen zwischen den Ergebnissen der sogenannten vorgeschichtlichen Archäologie und den Thatsachen der Geschichte.

X.

Ausgrabungen auf der Limburg in der Pfalz

I¹⁾.

Der schöngelegene Sitz des früheren Abtes zum heiligen Kreuz trug nicht nur einst auf seinem Rücken die Burg der salischen Grafen, welche hier im Worms- und Speyergau Erbgüter besaßen (vgl. Giesebrecht, Kaisergeschichte II B, 3. A, S. 296), sondern schon weit vor dieser Gründung (im Jahre 1030²⁾) hatten die Römer hier am Isenachbache Befestigungen angelegt, wie denn der Name Limpure schon darauf hindeuten scheint. (Burg am limes, wie auch das Limburg an der Lahn; oder — Lintburg = Lindenburg?) Allein in jüngster Zeit vom Alterthumsvereine zu Dürkheim mit namhafter Unterstützung der deutschen anthropologischen Gesellschaft unternommene Ausgrabungen geben diesem Platze noch eine weitere, in anthropologischer und prähistorischer Beziehung wichtige Bedeutung.

Im vorigen Jahre machten Ackersleute die Mitglieder des Alterthumsvereins auf mehrere am Nordwestabhange des Lim-

¹⁾ Aus der „Kölner Zeitung“ 1878.

²⁾ Ueber die Gründung der Abtei vgl. Remling: Geschichte der Abteien u. Klöster in Rheinbayern, I. Th S. 117—118.

burger Berges befindliche, schief in den Geröllboden gesetzte Schachte aufmerksam. Ein in den aus aufgesetzten, wallartig geordneten Bruchsteinen bestehenden Boden getriebener, senkrechter Schacht ergab nach mehreren Metern Abtrieb Funde von prähistorischen keramischen Resten, Reibsteinen aus verschlacktem niedermendiger Basalt, Thonwirteln und eine Masse von Thier- und Menschenknochen, ja, ganze Skelette. Die Scherben ähneln auffallend den oberen Scherbenlagen an der Ringmauer, die grade gegenüber liegt. (Vgl. „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande“, 2. Abth. 1. Taf. Situationskarte der Ringmauer und Umgebung.) Beim Weitergraben stiess man auf regelmässige Lager von Aschen, Knochen und Gefässtrümmern. Bei einer Tiefe von 8,50 m. schlug der bisher in einem Winkel von 80 Graden geneigte prähistorische Schacht in einen horizontalen nach Süden gerichteten Stollen um. Im Innern dieses mit Naturplatten bekleideten etwa 40 cm. im Geviert haltenden Ganges traf man gleichfalls Urnenreste an. Weitere Ausbeutung dieser Stelle verhinderte der Zusammensturz des Stollens, sowie die Gefahr der Arbeit in 8–9 m. Tiefe neben rohgeschichtetem, einbrechendem Gestein. Die Ausgrabungscommission beschloss deshalb im heurigen Sommer — 1878 — auf dem wenige Meter, nach Südosten befindlichen Plateau der Limburg einen zweiten künstlichen Schacht von 2 m im Geviert einzutreiben, um so den prähistorischen Stollen auf verticalem Wege zu erreichen. Unterdessen hatte sich Prof. Virchow persönlich von dem hohen Interesse dieser Untersuchung überzeugt und auf seinen Antrag setzte die deutsche Gesellschaft für Anthropologie vorläufig 250 Mark für die Fortsetzung des Unternehmens aus. Ende Juni nun begann man den Schacht in das Geröll einzutreiben und bergmännisch auszuschalen; bis jetzt hat er eine Tiefe von 4 m erreicht.

Die ersten zwei Meter brachten Reste aus dem Mittelalter, Glas, Bodenplatten, Münzen. Bald zeigte sich jedoch wieder die

prähistorische Schicht graphitgeschwärzter Gefässtrümmer, dann Massen aufgeschlagener Thierknochen von Wildschwein, Hirsch u. s. w. Des Weiteren stiess man auf Asche und eine Mörtel-lage, die aus einer Verbindung von kleinen Kieseln mit Tertiär-Kalk besteht. Der interessanteste Fund war in einer Tiefe von 2,50 m neben einem zerbrochenen Reibstein aus verschlacktem Basalt ein Getreidequetscher in Kegelgestalt von 14 cm Durchmesser und 8 cm Höhe. Das Gestein ist ein weisser Sandstein. Die Methode, einen harten und einen weichen Stein zum Mahlen zu verwenden, kannte auch die Vorzeit; hier der weiche Sandstein und der harte Basalt. Noch nie ward bis jetzt neben den zahlreichen Funden von Reibsteinen oder „Napoleonshüten“, durch welche sich die Gegend von Dürkheim besonders auszeichnet, der dazu gehörige, das Getreide zermalmende Quetscher entdeckt. Der Fund beweist, dass hier die prähistorische Bevölkerung des Isenachthales wirklich gemahlen, sich genährt, gewohnt hat. — Bei einer Tiefe von 3 m stiess man unter einer mit dem rohen Mörtel verbundenen oder vielmehr mit ihm bedecktem Steinschicht auf die erste Brandstätte. In einer Höhe von 20—30 cm lagen hier eng verbunden graphitgeschwärzte, ohne Drehscheibe gefertigte Urnen (die leider beim Herausnehmen zerbrachen); andere Scherbenreste entbehren des Graphitüberzuges und stimmen genau mit den keramischen Resten von der Ringmauer überein; daneben zahlreiche halbverbrannte und zerschlagene Knochen und Zähne meist von folgenden Thieren: 1. *Cervus elaphus*, 2. *Sus scrofa ferus*, 3. *Bos brachyceros*, 4. *Ovis*, 5. *Capra*. O. Fraas will in der Art und Weise der Lagerungen einen Opferplatz sehen, der Verfasser möchte erst weitere Nachgrabungen abwarten.

Der Stand der Ausgrabungen zeugt dafür, dass dieser ersten Brandschicht weitere folgen werden. Die Absicht der Unternehmer geht dahin, bis zu der Tiefe des Stollens 8—9 m den Schacht einzutreiben, um den Zweck der künstlichen Oeffnungen klar einzusehen.

Ohne der weiteren Untersuchung vorzugreifen, deren Ergebnisse dem anthropologischen Congresse in Kiel demnächst vorgelegt werden sollen, sei hier nur darauf hingewiesen, dass mit dieser prähistorischen Entdeckung endlich ohne Zweifel auf die Bewohner der Ringmauer von Dürkheim und die Art und Weise der Gesittung bei ihnen, so wie über eine Reihe von Culturerscheinungen bei ihnen: Nahrung, Jagd, Töpferei etc. ein hinlängliches Licht fällt. Die aufgeschlagenen Markknochen von Hirsch, Wildschwein, kleingehörntem Rind, Ziege, Schaf, die Getreidequetscher von Niedermendig, die Topfverzierungen, die Leichenverbrennung, die Beisetzung der Asche und Knochentheile in Urnen, der Gebrauch von Steinwerkzeugen u. s. w. geben für die Cultureigenthümlichkeiten der Erbauer des Ringwalls hinlängliche Anhaltspunkte.

Dass die Erbauer des Ringwalles von Dürkheim identisch sind mit den Männern von der Limburg, beweisen unwiderstehlich die einfachen Scherben, welche hier und dort völlig identisch sind. Sie beweisen so gut wie anderswo Münzen und Stempel die Gleichzeitigkeit der Töpfer von der Limburg und der gegenüberliegenden von der Ringmauer.

Schwierigkeiten macht dem Anthropologen die ethnologische Bestimmung dieser prähistorischen Bevölkerung, die sich, nach den Ringmauern zu schliessen, durch das ganze Mittelrheinthall von Strassburg an bis zum Taunus einst zog. In der neuesten Zeit hat man Ringwälle derselben Construction in der Eifel und im Westerwald entdeckt; ein solcher im Kreise Siegen zeigt sogar Kjökkenmöddinger ganz ähnlicher Art, wie die Limburg (vgl. Kölner Zeitung, 1878, Nr. 302). Ohne hier eine Entscheidung provociren zu wollen, ist doch die Aehnlichkeit der Funde von der Limburg und von der Ringmauer zu Dürkheim mit denen von dem Leichenfelde am Hinkelstein zu Monsheim, wenige Stunden nördlich davon an der Pfrimm, zu einleuchtend, als dass sie nicht berücksichtigt werden sollte.

Der Untersucher desselben (vgl. die Literatur darüber: „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande“ 3. Abth. S. 24), Ludwig Lindenschmit nennt letzteres Grabfeld ein altgermanisches; die archäologische Parallelsitzung würde von dem Ethnologen den gleichen Stamm für die Ansiedelungen an der Isenach verlangen. Die diplomatische Geschichte hat nichts dagegen zu erinnern, diese Grabfelder den germanischen Vangionen und Nemetern zuzuschreiben, die schon vor Caesar Besitz von diesen fruchtbaren Gauen ergriffen hatten (vgl. Mommsen: Römische Geschichte III. Bd. 4. S. 231—232 u. a. O.).

2.

Seit dem letzten Berichte, der im Juli 1878 erschien, ist durch die neuen Ausgrabungen so viel von neuem Material an den Tag gekommen, dass es zugleich bei dem grossen Interesse, welches die Generalversammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Kiel, sowie andere Kreise an diesen Ausgrabungen auf erlauchter Stelle — hier der Salischen Kaiser angeborenes Stammhaus! — nehmen, angezeigt sein dürfte, einen weiteren kurzen Bericht hier folgen zu lassen.

Nach Entdeckung der ersten Brandschicht im Schachte in einer Tiefe von 3 m und nach der Ausbeutung desselben waren die lockeren Steine am 29. Juni zusammen gebrochen und bei einem Haare wären mehrere Arbeiter und einige Aufsicht führende Herren von Dürkheim dem dunkeln Orkus verfallen gewesen.

Nach Reparatur des Schadens und Verstärkung der Seitenwände stiess man nach Abhebung der ersten Brandschicht, die eine Höhe von 45—60 cm hatte, in einer Tiefe von 3,50 m auf eine zweite Mörtelschicht. Der Mörtel besteht nach chemischer Untersuchung aus Tertiärkalk und Sand. Die Dicke der

Mörtelschicht ist 4,5—5 cm. Darnach ist die erste Brandschicht von zwei Mörtelschichten oben und unten eingefasst. Schon diese Einfassung, welche offenbar die Einschlüsse luftdicht machen sollte, muss an der Vorstellung rütteln, wir hätten hier nur rheinische Kjökkenmöddinger vor uns. Knochen, Gefässtrümmer etc., die von der Mahlzeit übrig blieben, zu welchem Zweck soll man diese kunstgerecht von der Luft abschliessen?

Von der Tiefe von 3,50 m—4,30 m kamen wie ober der Mörtelschicht Steine mit Sand dazwischen ohne besonders charakteristische Funde. In einer Tiefe von 4,30 m stiess man plötzlich auf eine Steinkiste, welche aus fünf, im Gevierte 40 bis 50 cm haltenden, viereckigen, aber nicht sichtbar bearbeiteten Steinplatten bestand. Innerhalb dieser Steinkiste stand eine zerbrochene Urne, welche als Ornament einen Gewebe- oder Schnüreinruck aufwies. Dabei lagen feine Knochen, offenbar von einem Vogel (Hahn?). Der Boden der Steinkiste war mit auffallend schwarzer Erde bedeckt. Sonstige Knochen keine. Erinnern wir uns (vgl. 1. Bericht), dass in dem horizontalen Gange, der vom ersten künstlichen Schachte auslief, gleichfalls solche Steinkisten mit darin stehenden Urnen resp Urnenresten sich fanden, so wird man nicht umhin können, diese beiden Erscheinungen von Steinkisten mit Urnenresten unter einen Gesichtspunkt vorläufig zu stellen. Auch zur Römerzeit kannte man im Rheinthale die Beisetzung der Asche in Urnen, die zur Aufstellung kamen zwischen viereckigen Steinplatten. Häufig trifft man diese Art der Inhumation an im Osten Europas (vgl. dazu A. Kohn und C. Mehlis: Materialien zur Vorgeschichte des Menschen im östlichen Europa, I. B. von S. 118 an). Wie neben dieser Steinkiste liegende rohe Plattensteine, Asche und Knochen zu beweisen scheinen, war hier an dieser Stelle in 4,30 m Tiefe eine ganze Reihe solcher Steinkisten aufgestellt gewesen. Auch der vorhin erwähnte horizontale Gang

scheint keinen anderen Zweck gehabt zu haben, als den, diese Steinkisten sicher zu beherbergen. Unmittelbar unter diesem Steinkistengrabe in einer Tiefe von 4,50 m traf man wieder auf eine Lage von zerbrochenen Gefässen — immer mehr ähnlich dem Ringwalltypus —, aufgehauenen Knochen, Resten von Reibsteinen, veräschtigtem Sande, Bruchstücken roher Steinartefakte, die offenbar am Feuer gelegen waren. Diese zweite angetroffene Brandschicht reichte ungefähr von 4,80—5,20 m Tiefe und entsprach an Dicke der ersten, nur fehlte hier die Mörtelschicht. Diese Schicht enthielt im Ganzen mehr Scherben als Knochen, darunter ein grosser Thonwirtel von ca. 3,5 cm Durchmesser. Die weiter oben gefundenen Thonwirtel zeigten verschiedene, zierende Eindrücke und Stempel, dieser davon keine Spur. Auch auf der gegenüberliegenden Ringmauer fanden sich Thonwirtel und Thonperlen ohne Verzierungen bei den Ausgrabungen. Von 5,20 m—6 m Tiefe stiess man auf ein Steinlager mit Scherben und Knochen, von denen letztere zum Theil ungebrannt waren. In 6 m Tiefe traf man den natürlichen Felsgrund. Diese Felslagerung beweist, dass der horizontale Gang, der vom ersten Schacht in der Richtung dem zweiten zuläuft, nur den Zweck einer Höhlung hatte, welche die Steinkisten bergen sollte, nicht aber den einer unterirdischen Verbindung; sonst hätte man hier auf dem Grunde des zweiten Schachtes den Felsgrund hohl erklingen hören müssen, was aber nicht der Fall war. Der horizontale Gang war vom ersten Schacht aus vielleicht mit Benützung einer natürlichen Spalte auf etwa 3 m ausgearbeitet gewesen; eine weitere Höhlung bot dem Bergmanne der Vorzeit zu viel technische Schwierigkeiten.

Wir wollen vor der Hand, solange nicht noch weitere Ausgrabungen, die nächstes Frühjahr — 1879 — einen längeren Graben südlich des zweiten Schachtes in diesen geweihten Boden treiben sollen, neues Licht verbreitet haben, die Frage nach dem Zwecke dieser prähistorischen Anlage noch unentschieden

lassen. O. Fraas in Stuttgart hält die Anlage für die Reste eines prähistorischen Opferplatzes, wie sich solche in ähnlicher Weise mit denselben aufgeschlagenen Knochen, verzierten Scherben, Thonwirteln, einzelnen Bronzen u. s. w. zahlreich auf den Kuppen des schwäbischen Jura vorgefunden haben; nach den Funden könnte man an die Verbindung von Steinkistengräbern mit Opfermahlzeiten denken. Allein was lehren und zeigen uns die bisherigen Funde? Vor Allem die Knochen, welche sich in ziemlich gleicher Weise in 2—6 m Tiefe vorgefunden haben. Die meist der Länge nach kunstgerecht gespaltenen und die ganzen Knochen gehören folgenden Thieren an:

1. *Cervus elaphus* = Hirsch, der schon längst im Wasenwalde verschwunden ist.

2. *Sus scrofa ferus* = Wildschwein; einzelne Stücke können allerdings geradesogut *sus domesticus* = Hausschwein angehören

3. *Bos brachyceros* = kleingehörntes Rind. Nirgends auf den schwäbischen Berghöhen fehlt nach der freundlichen Mittheilung von Prof. Fraas, welcher die Knochen im Detail untersucht und bestimmt hat, diese kleine Rinderrasse in ihren prähistorischen Resten. Lebend kommt diese kleingehörnte Rasse — wer denkt dabei nicht an des Tacitus Wort in der Germania C. 5: *ne armentis quidem suus honor aut gloria frontis*, was offenbar im Gegensatze zu den grossgehörnten, weissen, italienischen Thieren auf Rinder mit geringer Hornentwicklung deutet? — nach den Mittheilungen von Graf Wurmbrand bei den Slovenen, den Südslaven Oesterreichs vor, ebenso gehört nach Landgren das schwedische Bergrind zur gleichen Rasse.

An mehreren dieser Ochsenknochen bemerkt man deutliche Schlagmarken, die mit einem metallnen Hackmesser geführt waren. Ein solcher Schlag auf *os ibi* geführt hatte den Zweck, das *caput femoris* aus der Pfanne zu lösen; *tout comme chez nous!*

Und sollte dies andeuten, dass die Verzehrer dieser klein-

gehörnten Rinder vom Stamme der Slovenen oder der Schweden sind? Nichts weniger als das; diese kleine, rothe; weniggehörnte Rasse war vor der Vermischung und Kreuzung mit der grossen, italienischen und gallischen Art, vor der Culturberührung mit dem Süd und dem West, in Mittel- und Osteuropa die einzig bekannte Art. Das scythische Vieh bei Herodot heisst *kólon* und bei Hippocrates *kráteos áter*, und jetzt noch in den Steppen Südrusslands ist diese Rinderrasse mit kleinen Hörnern heimisch. Dort die *vagina gentium*! (Vgl. Hehn's Culturpflanzen und Haustiere. 2. Aufl. S. 408—410.)

4. *Canis familiaris* von der Grösse eines Jagdhundes.

5. *Ovis* = Schaf

6. *Capra* = Ziege

} die Art ist schwer zu bestimmen

Auffallend ist der Mangel an Pferdeknochen; doch bringen die Funde von solchen auf der Ringmauer den Beweis dafür, dass das Pferd diesen prähistorischen Rheinländern gleichfalls schon eigen war. Man könnte aus dem Fehlen der Knochen hier bei den Mahlzeiten nur schliessen, dass man das Pferd nicht verzehrte, sondern nur Hirsch, Wildschwein, Rind, Schaf, Ziege.

Die Funde der Scherben, Thonwirtel, Steinwerkzeuge, der niedermendiger Reibsteine, sowie der wenigen Bronzen, als Ring, Messer, Fibeltheile bezeugen ferner eine solche Conformität mit den Funden der gegenüber liegenden Ringmauer, dass an einer Identität der prähistorischen Bewohner links und rechts der Isenach kein Zweifel sein kann. Die Gefässreste z. B. zeigen auf der Ringmauer und auf der Limburg dieselbe Zusammensetzung des Materiales, dieselbe Art der Technik, nemlich keine Anwendung der Drehscheibe, dieselben Muster der Verzierung, als: eingedrückte Punkte, Nägeleindrücke, Schnurlinien, einzelne Buckel, hervorragende Leisten am Rande der Gefässe (vgl. des Verfassers „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande“ 2. Abth. Taf. II u. III). Es sind dieselben Bewohner gewesen, welche dort drüben im Ringwalle

sich, ihre Familien und ihre Heerden schützten vor einfallenden Feinden, im Thale ihre friedlichen Hütten bewohnten und Ackerbau und Viehzucht trieben, hier oben ihre Todten bestatteten (?), den Göttern opferten und die Festmahlzeiten abhielten. Und zwar stimmt der Culturgrad dieser Urrheinländer, die von südlicher Cultur noch nicht angeweht waren, genau im Ganzen und im Detail mit den Resten und den Sitten der germanischen Stämme, wie solche vor Christus hausten an den Ufern der Weichsel, Oder und Elbe und wie sie nach Christus an den Ufern des Rheines und der Donau, des Mains und der Ems Tacitus in seinem goldenen Büchlein beschreibt. So die Technik der Gefässe, die Ornamentation daran (vgl. den von Virchow genannten lausitzer Urnentypus in den „Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“, besonders Jahrg. 1870 – 1878), das Vorfinden von vielen Steingeräthen, von wenig Bronze und wenig Eisen (eiserne Messerchen und Lanzenspitzen = *framea*!), die Art und Beschaffenheit der Hausthiere: als Rind, Hund, Schaf, Ziege, Pferd, dann der Jagdthiere: Hirsch und Wildschwein, ferner die Lebensweise: Viehzucht, Jagd, Ackerbau (Reibsteine).

Die Funde von der Ringmauer und der Limburg an der Isenach bestätigen im Rheinthal mit derselben Energie die Angaben der klassischen Autoren, wie die Funde Virchow's dies gethan haben für das Land zwischen Elbe und Weichsel. Es ist deshalb dieser Punkt im Rheinlande, der Alles liefert, Waffenplatz und Wohnstellen, Gräberfeld und Opferstätten, Werkzeuge und Geräthe, Reste der Hausthiere und Anzeichen der Beschäftigung der Bewohner für die vergleichende Alterthumskunde auf dem Boden Mitteleuropas von einer ganz eigenthümlichen und hervorragenden Bedeutung. —

Im nächsten Jahre — 1879 — hoffen wir von den Resul-

taten der nächsten und letzten Ausgrabungen an dieser wichtigen Stelle den Archäologen und Freunden dieser Forschung zum dritten Male berichten zu können.

3.

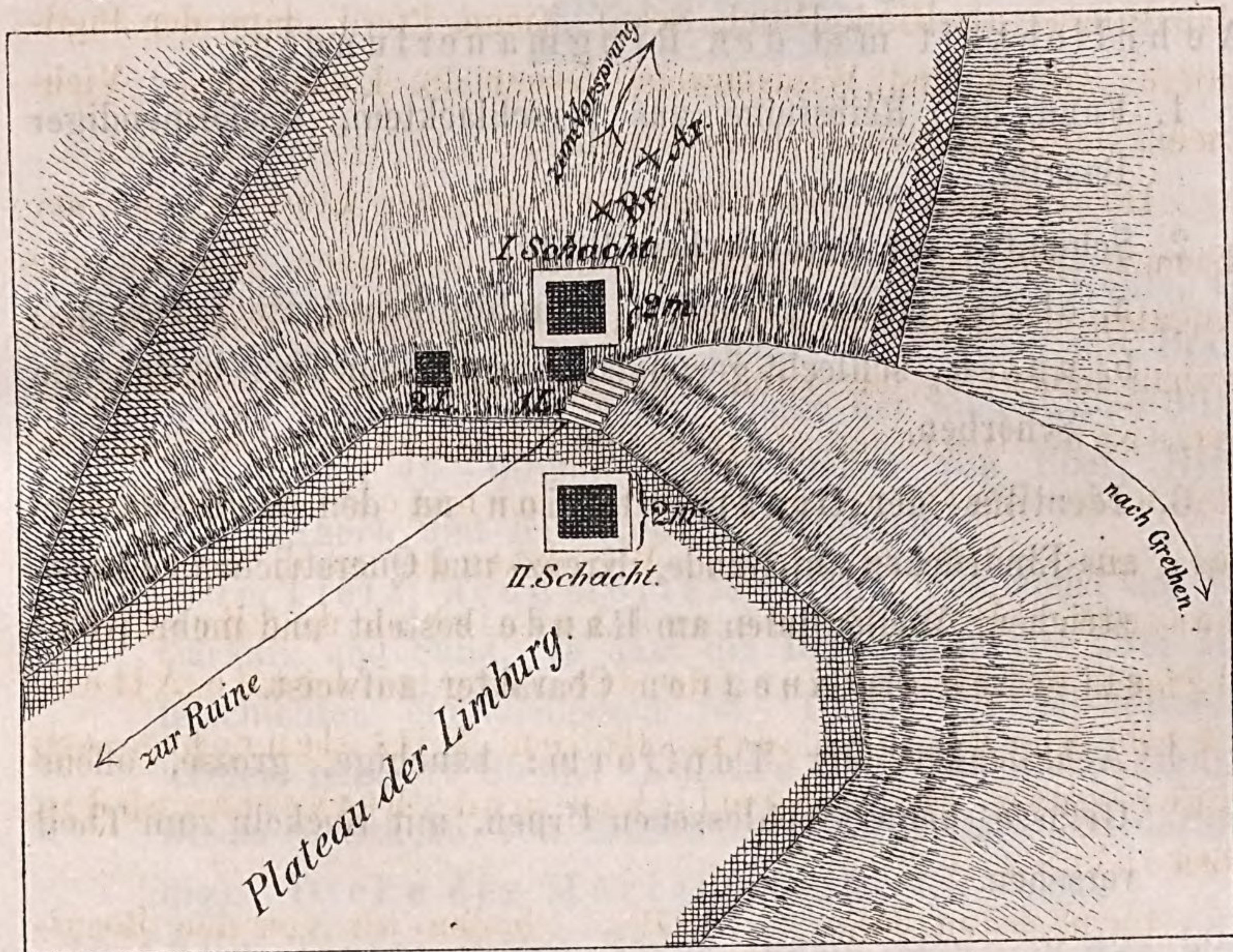
Ausgrabungsbericht.

Juni 1877.

I. Schacht. 2m im Geviert haltend.

2 im Geviert ca. $1\frac{1}{2}$ m haltende, durch gesetzte Steine gebildete Schachte, am nord-westlichen Abhange der Limburg, dessen Plateau schon viele graphitgeschwärzte Urnenreste, Wirtel und Reibsteine aus Basalt geliefert hatte, gaben Anlass, neben dem nördlicheren dieser Schachte einen künstlichen, 2 m im Quadrat haltenden mit Verschalung einzutreiben. Das Ganze wurde bergmännisch betrieben.

Fig. 1.



Situation der Schachte auf der Limburg.

Bis zu 7 m Tiefe fand man vier durch Steine- und Sandlagen getrennte Brandschichten, welche nach Schürfungen in 3,20 m, und 3,50 m, 5,50 m Tiefe allmählig am Plateaurande ausliefen. Die Scherben entsprechen oben den graphitgeschwärzten, wohlgeglätteten, dünnen vom Plateau, weiten unten in Masse, Form und Ornamentirung denen von der nach N.-O. gegenüberliegenden Ringmauer. Die Brandschichten bestehen aus geäschter Erde und zerbrochenen Scherben, sowie angeschwärzten Steinen, jedoch weniger Knochen. Die Schichten scheinen, wie aus den Brandstätten des II. Schachtes hervorgeht, nach N.-W. auslaufen. Auch an anderen Rändern des Plateau's, sowie im S.-O. liegen Schichten von veräschter Erde, Scherben und aufgehaue-
nen Knochen.

Daneben gefunden nach Osten ein kopfabwärts liegendes menschliches Skelett, zerfallen; dann ein Schwein oder Eber; weiter in der Nähe ein abgebrochenes rohes Broncemesserchen und ein Broncering von rohem Gusse.

Aehnlichkeit mit den Ringmauerfunden:

1. Fund der Reibsteine aus verschlacktem, niedermendiger Basalte.
2. Schichten der keramischen Reste:
 - a. oben, besser gerundete, graphitgeschwärzte Scherben.
 - b. unten, schlecht gerundete, aus rothem Thon bestehende Scherben.
3. Identität der Ornamentation an den Gefässen, die aus Eindrücken am Rande, Kreuz- und Querstrichen, Längsstrichen, Wellenlinien am Rande besteht und mehr plastischen als linearen Charakter aufweist.
4. Aehnlichkeit der Topfform: bauchige, grosse, offene Gefässe, keine geschlossenen Urnen, mit Buckeln zum Theil versehen.

II. Schacht. 2 m im Geviert haltend.

26. Juni – 8. Juli 1878.

in 2 m Tiefe: viereckiges Loch nach W.-S. mit graphitgeschwärzten Scherben und Knochen vom Schwein etc., geschwärzte Urnenreste mit umgeschlagenem Rande, ein Stück von einem Reibstein (Getreidequetscher) aus verschlacktem Basalte, 9 cm hoch, 16 cm breit, 14 cm lang. Dann regelrecht, kantig aufgeschlagene Knochen. Die Sandsteine künstlich geschichtet.

in 2,50 m Tiefe: eine Mörtelschicht aus Tertiärkalk und kleinen Kieseln. Scherben, 2 Stücksteine von Reibsteinen und ein kegelförmiger, aus feinem, weissem Sandsteine bestehender Quetscher von 14 cm Dicke und 8 cm Höhe. unten abgerieben. Harter Basalt Unterlage, weicher Sandstein Reiber.



Fig. 2.

in 3 m Tiefe: eine Brandschicht, welche aus Kohle, verschlacktem Sande, Knochen, Scherben, Steinen mit Brandspuren besteht. Nach Norden Dicke der Schicht 25–30 cm, nach Süden 45–60 cm. Die Knochen von Eber, Hirsch nach Zähnen und Kinnlade zu schliessen.

in 3,50 m Tiefe: neue Mörtelschicht, bestehend aus Tertiärkalk und Sand, so dass die Brandstelle von zwei Mörtelschichten eingeschlossen ist. Unter der Mörtelschicht wieder gelagert Steine, Knochen und Scherben, darunter wieder 2 Stücke von Reibsteinen aus Basalt (Niedermendig). Dicke der Mörtelschicht 4,5–5 cm.

in 4,30 m Tiefe: grosse Steine, wenig Sand; in 40–50 cm

messende, im Geviert gestellte, unbearbeitete Steine eingeschlossen eine Urne, welche mit Schnureindrücken ornamentirt ist, mit Knochen (von einem Vogel?), am Boden schwarze Erde. (Aehnlichkeit mit den Gräbern von Eisenberg-Ramsen in der Steinsetzung. Solche Steinsetzung wahrscheinlich öfter gewesen und, wie die grossen Steinbrocken, Asche, Knochen und Scherben beweisen, zusammengefallen



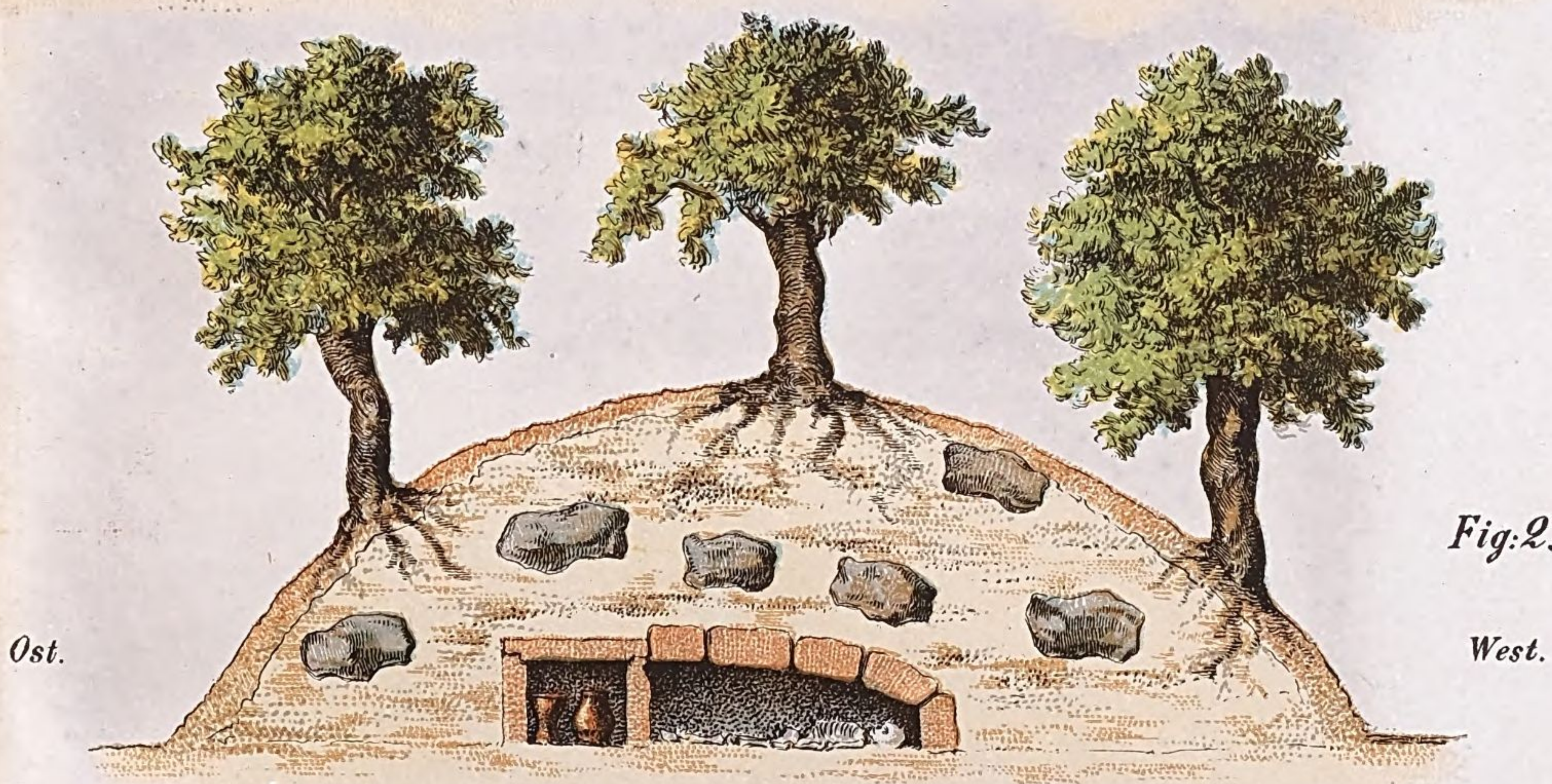
Fig. 3.

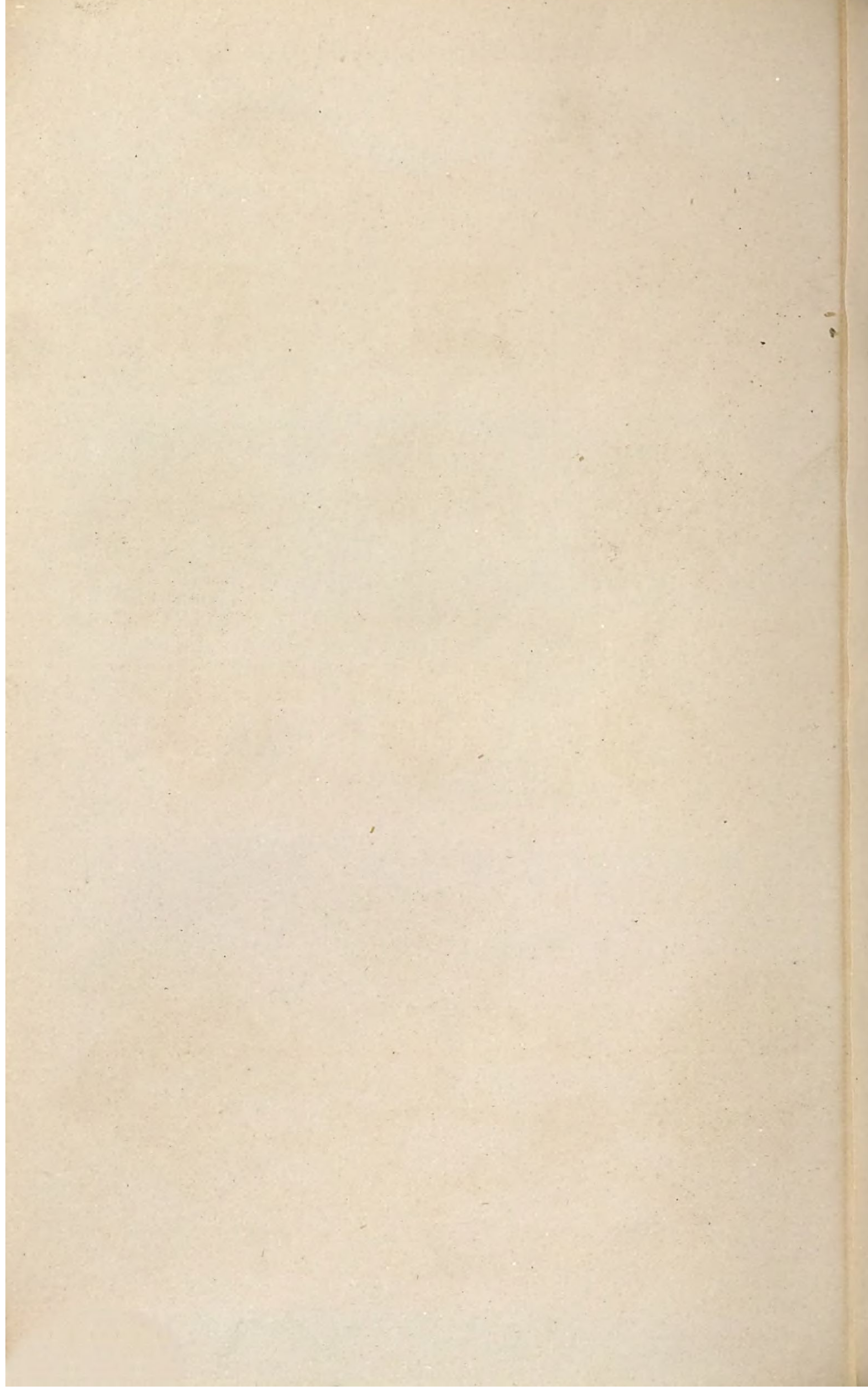
- in 4,50 m Tiefe: Scherben, dicke aufgehauene Knochen, Reibsteine, Sandsteine lagerhaft, geht so fort bis 4,80 m.
- 4,80 m—5,20 m Tiefe: zweite Brandschicht; 30—40 cm Dicke; enthält mehr Scherben als Knochen; Kohle, veräschte Erde, ein grosser Thonwirtel.
- 5,20 m.—6 m Tiefe: Steinlager mit Scherben und Knochen, die zum Theil angebrannt sind. 5,60—5,80 rother Sand mit Steinen, Scherben und Knochen dazwischen.
- 6 m natürlicher Felsgrund

Buchdruckerei von J. Rheinberger in Dürkheim a/H.
1878.

Vorrömische Grabhügel

Taf. I





Steinkistengräber,

Römische

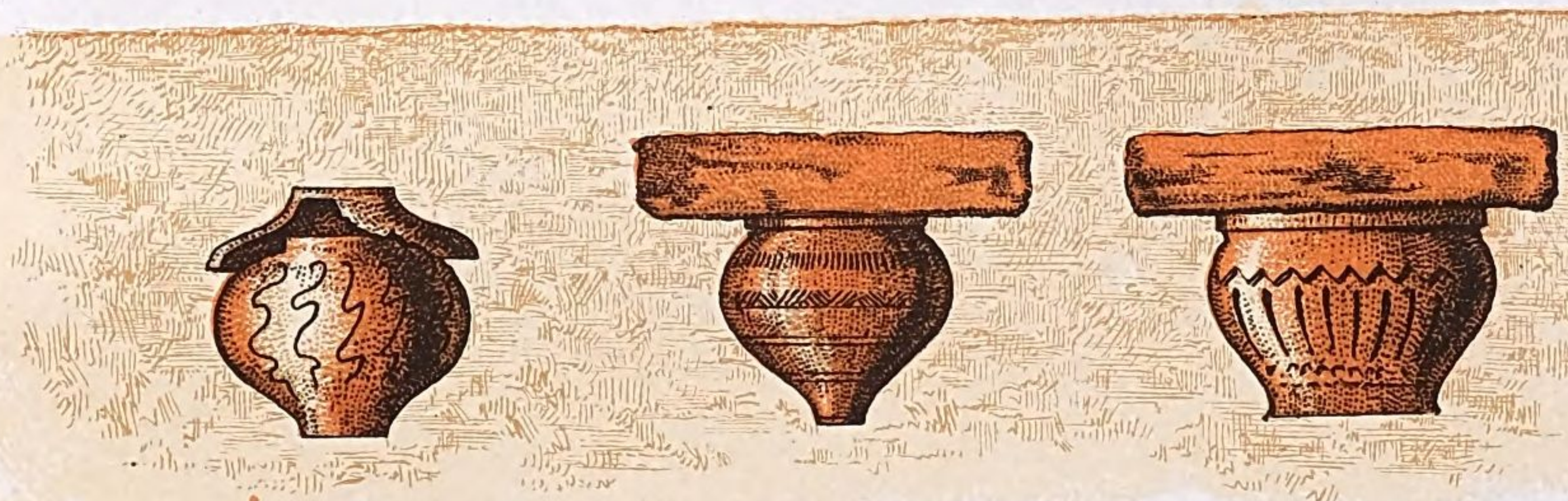
Fig: 4.



Masstab 1: 25.

Urnenfeld, aus der Römerzeit.

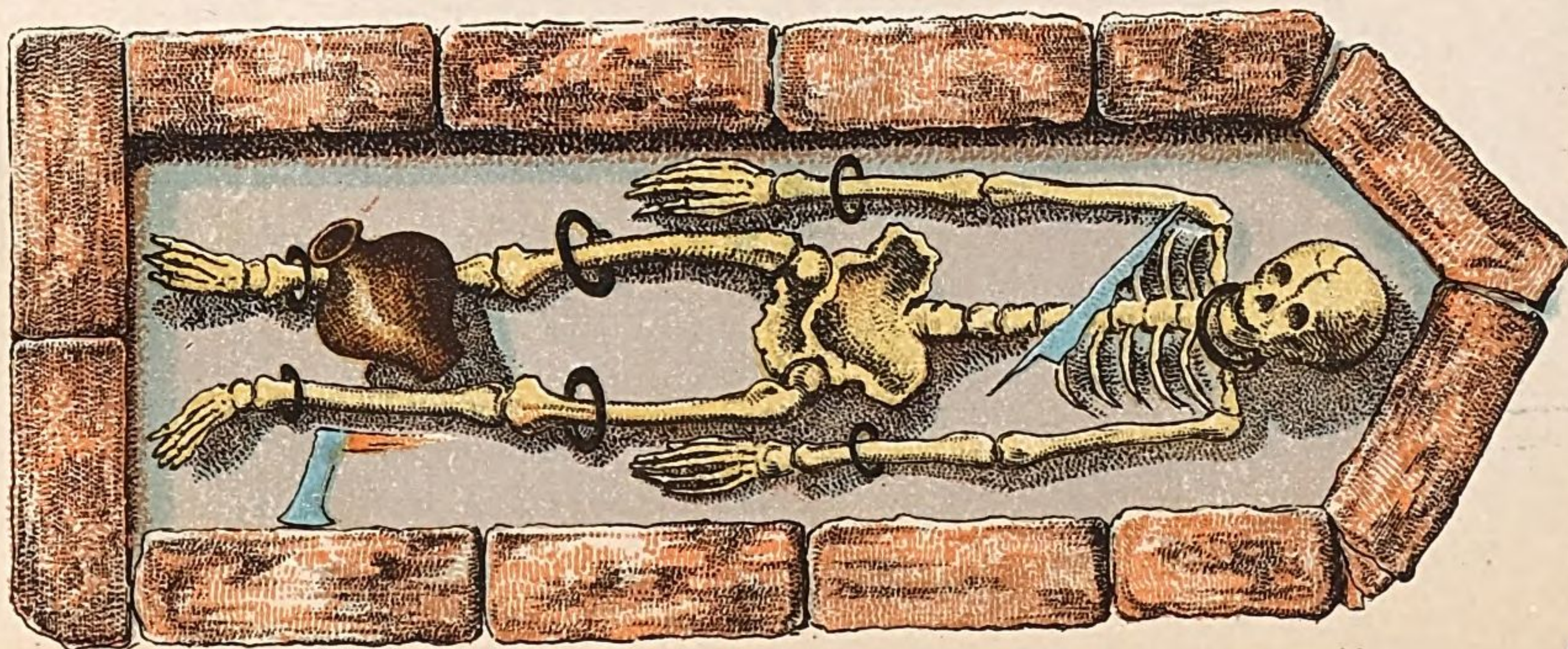
Fig: 5.



Masstab 1: 15.

Steinplatten - Grab, nachrömisches.

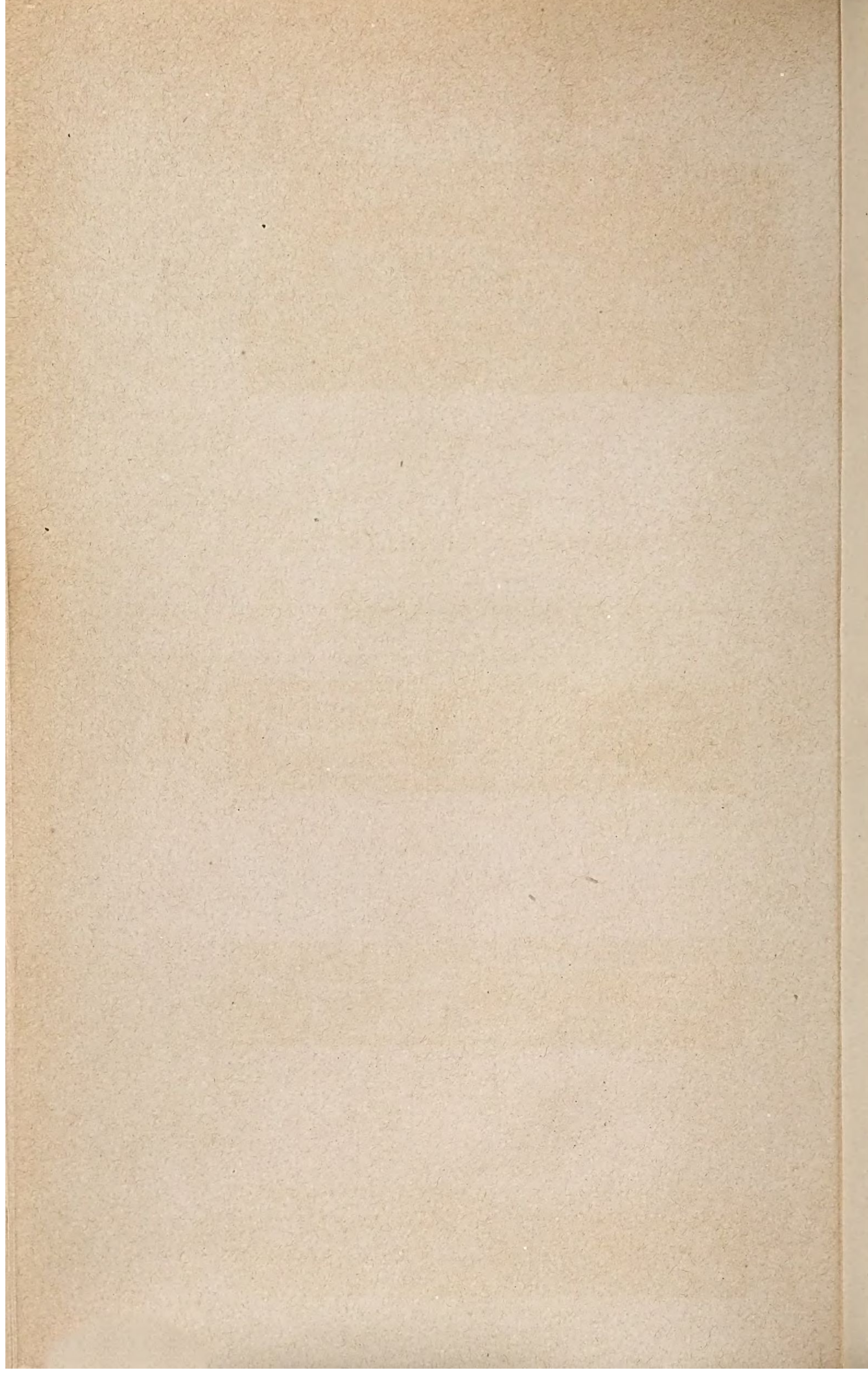
Fig: 6.



Masstab 1: 20.



fec: St



Sarkophag aus Römischer Zeit.

Fig: 7.



Masstab 1:40.

Fränkisch-Alemannische Reihengräber

Ost.



West.

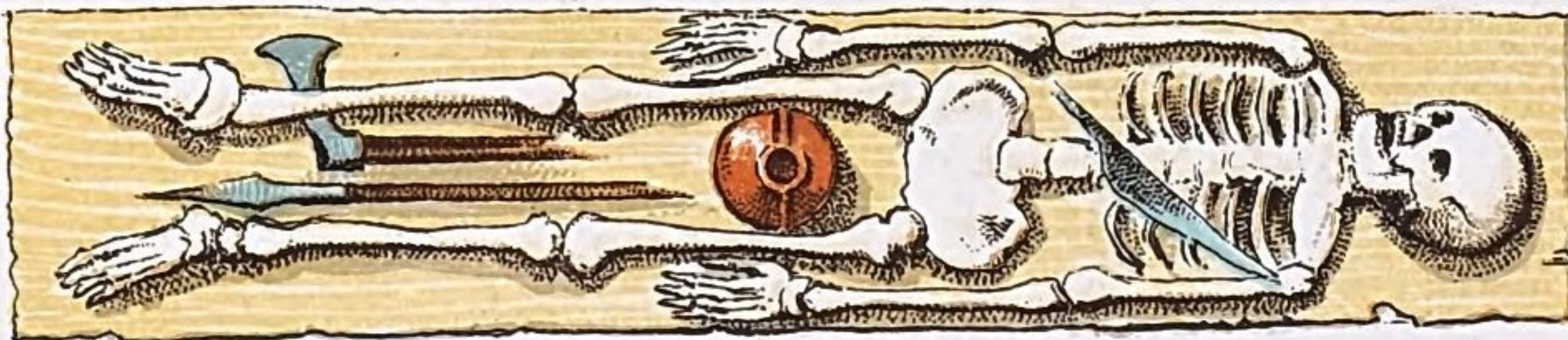
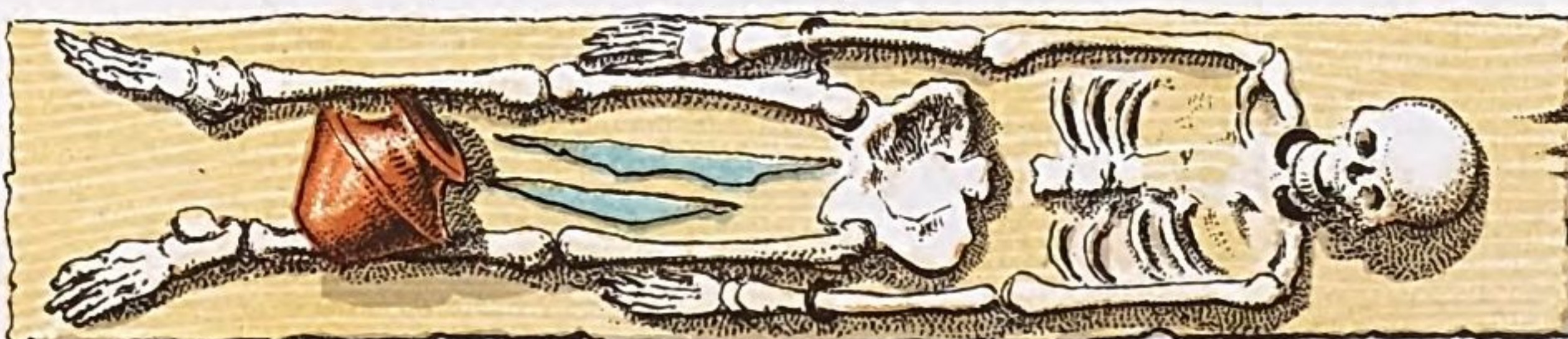
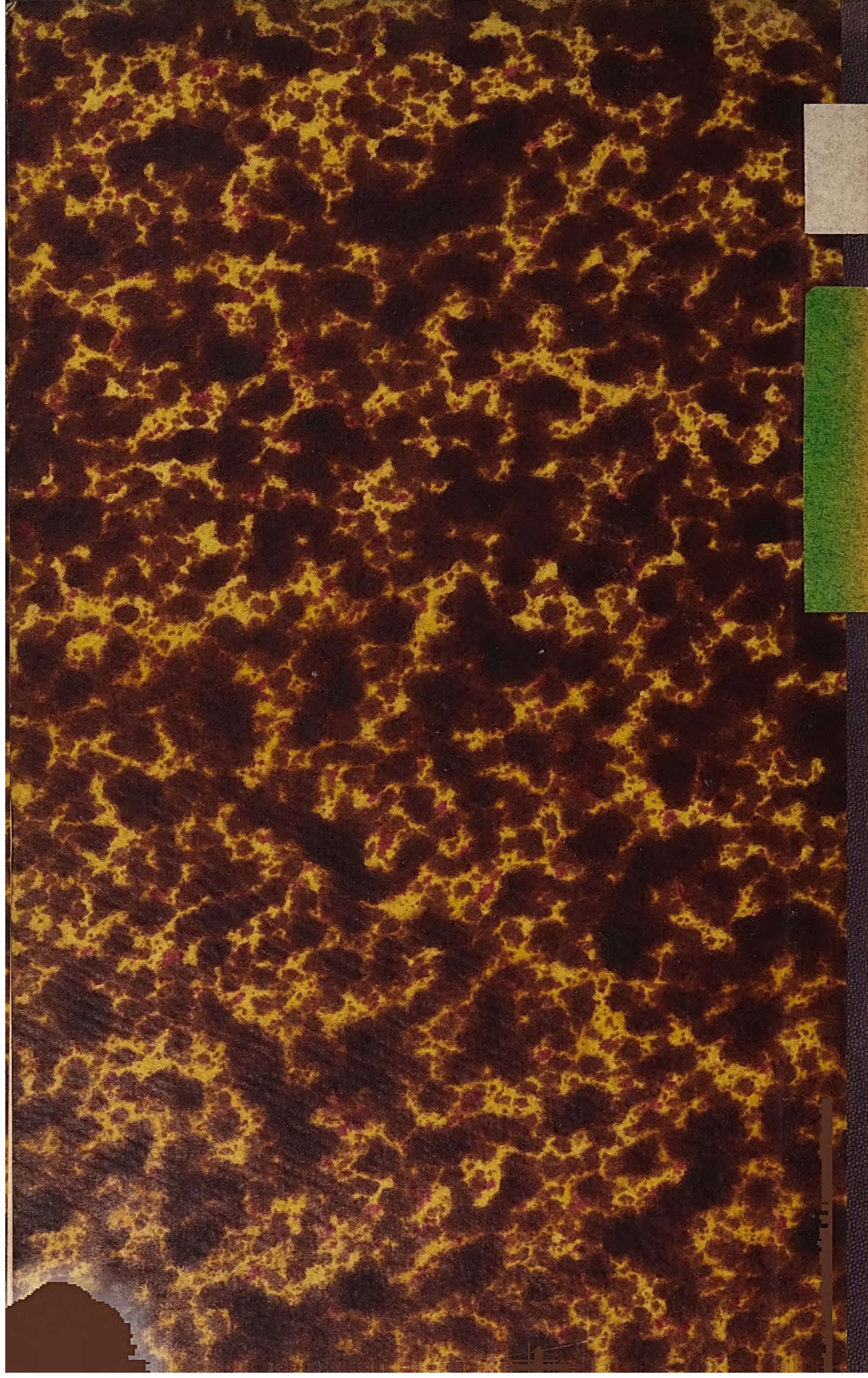


Fig: 8.



Masstab 1:20

von Stumpf



Mehlis, Christian,

Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande

Bd.: Vierte Abtheilung : mit Tafeln und Zeichnungen

1879

Bamberg, Staatsbibliothek -- Arch.o.63-c(4)
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11906791-1